

Friedens- und Freiheitsidee für unsere Jugend mit zu leisten versuchte.

Viele, viele werden den alten langen, dünnen, aber stets aufrechten Heinrich gekannt haben. Wer nicht, suche nicht nach ihm, sondern sehe sich in seinen Kreisen um, und er wird unzählige ehrliche und brave Streiter im Kleinkampf finden, die ihren Mann stehen, ohne gesehen zu werden, in dem Bewußtsein, der Sache der Menschheit, die zum Licht und zur Wahrheit strebt, die Bahn bereitet, der Jugend eine Gasse zur Freiheit gebrochen zu haben. Jeder von ihnen ist ein „Freund Heinrich“ in seiner Art.

Der Himmelstischler

7

Ein alter aber eifriger Genosse war der Vertrauensmann der Sozialdemokratie von *Merseburg*, *Julius Langer*. Unverheiratet und etwas Sonderling, suchte er mit einer kleinen Tischlerei, in der er Lehrling, Geselle und Meister in einer Person war, sich durchs Leben zu ringen.

Seine Behausung lag in einem Teil der uralten Stadtmauer von *Merseburg* und bot ihm Werkstatt, Lager, Wohnung und Küche in einem Raum. Mit Rücksicht auf diese Raumverhältnisse hatte sich Julius für seinen eigenen Bedarf nicht viele Möbel „gebaut“.

Auch Vorräte zum Verkauf gab es selten, da seine Kundschaft auf die Fertigstellung schon immer wartete. Nur in einem Artikel hatte er stets ein bis zwei Stück am Lager — Särge.

Julius war einer von den Tischlern, die es mit ihrem Beruf noch sehr ernst nahmen und nicht pfuschten. Seine Kommodenkästen und Schränke waren innen so blank wie außen. Diese Sorgfalt verwendete er noch in erhöhtem Maße bei den „letzten Schlafröcken“ seiner Kundschaft, wie er die Särge nannte.

Da wäre nun bei seiner gewissenhaften aber langsamen Arbeit der Sarg nie zur rechten Zeit fertig geworden. Aus diesem Grunde hielt er Vorrat. Aber es fehlte in seiner städtischen Schanzenburg an Platz. Deshalb standen die Deckel in einer Ecke aufrecht an der Wand und die beiden Unterteile ineinandergesetzt an der Wand entlang und — der obere diente ihm als Bett.

Daraus machte er kein Geheimnis, und so war sein Spitzname „Himmelstischler“ entstanden. Reich-tümer hatte er sich nicht zusammengearbeitet, brauchte sie aber infolge seiner Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit auch nicht.

Alle Zeit, die er sich abringen konnte, widmete er der sozialdemokratischen Partei. Ihr gegenüber war er unermüdlich. Ich lernte Julius kennen — als ich nach der Weinert-Affäre in Halle an der Saale mein Domizil aufgeschlagen hatte — in einer Versamm-lung im Neuen Theater dortselbst.

Es war im Jahre 1884 in einer Versammlung der drei vereinigten bürgerlichen Parteien, die für die neue Militärvorlage Propaganda machen wollten. Landgerichtsdirektor Reuter aus Halle führte den Vorsitz. Der Professor der Nationalökonomie der Halleschen Universität, Dr. Conrad, war Referent.

Die Versammlung war überfüllt. Mitten im Saale hatten die ganzen Steuerbeamten der Saline in voller Uniform an einer langen Tafel Platz genommen.

Ich hatte den Auftrag, ehe Prof. Conrad das Wort erhielt, anzufragen, ob freie Aussprache gewährt würde, und bat ums Wort zur Geschäftsordnung, erhielt aber vom Vorsitzenden die Antwort: „Hier gibt es keine Geschäftsordnung.“

Als ich die Bemerkung machte, daß das recht traurig sei, fuhr der Herr Landgerichtsdirektor mich an, ich solle den Mund halten, oder er ließe mich aus dem Saal entfernen.

Der Widerspruch aus der Versammlung ließ den Vorsitzenden aber nicht im unklaren über die Kräfte- verteilung in derselben, und als ich mit lauter Stimme antwortete:

„Dann ersuche ich den überwachenden Kom- missar, mir das Wort zu verschaffen, da ich auf eine

Ungesetzlichkeit hinzuweisen habe, die sich hier im Saal unter den Augen der Polizei und eines Land- gerichtsdirektors abspielt.“

Auf der Bühne wackelten sämtliche Perücken. Man steckte die Köpfe zusammen und — Herr Reuter ließ mich nicht hinausführen, sondern unterhandelte mit dem Polizeikommissar und sagte dann: „Gut, Sie haben das Wort, aber nur, um die angebliche Un- gesetzlichkeit zu bezeichnen.“

Ich zog das preußische Vereins- und Versamm- lungsgesetz aus der Tasche und las den Paragraphen vor, der da lautet: *Jeder Preuße hat das Recht, sich unbewaffnet zu versammeln.* Dabei wies ich auf die Steuerbeamten, die ohne Ausnahme „umgeschnallt“ dasaßen.

Saal und Galerien brachen in schallendes Ge- lächter aus. Dann trat in der Erwartung, was nun geschehen würde, Totenstille ein.

Der Landgerichtsdirektor unterhandelte eingehend mit dem Polizeikommissar. Dieser zeigte in sein Buch und nickte, was wahrscheinlich mein Zitat aus dem Versammlungsgesetz bestätigte. Als der Herr Landgerichtsdirektor weiter auf ihn einredete, zuckte er bedauernd die Achseln, und schließlich schickte der Kommissar den ihn begleitenden Polizisten zu den Steuerbeamten. Der Polizist sprach mit dem Obersteuerassistenten, welcher dann einem Unter- beamten den Auftrag gab, die Degen einzusammeln.

Als dieser die lange Tafel seiner Kollegen abschnitt und jeder den Degen über seine beiden Arme legte, erscholl von der Galerie in langsam betonten Worten der Ruf: „*Na, nu ist Deutschland in Gefahr und hier rüsten sie ab!*“

Schallende Heiterkeit, die sehr lange nicht zur Ruhe kommen wollte, lohnte den Rufer.

Die ganze Situation hatte den Herrn Landgerichtsdirektor so verdattert, daß er, nachdem der Herr Professor dreiviertel Stunden gesprochen hatte, mir das Wort zur Diskussion ohne Zeitbeschränkung erteilte.

Das erstmal in meinem Leben sprach ich eineundeinehalbe Stunde unter immer stärkerem Beifall. Als ich geendet hatte, sagte Herr Professor Conrad nur noch, er könne natürlich, nachdem ich zur Debatte doppelt so lange gesprochen hätte als er in seinem Vortrag, nicht auf meine Ausführungen eingehen, und die Versammlung ging mit einem ganzen Erfolge für uns zu Ende.

Die Steuerbeamten erhielten unter abermals schallender Heiterkeit ihre Degen wieder und marschierten im Stechschritt ab, die wenigen, damals „Nationalen“ im Entenwackeltempo hinterdrein. Von der Galerie her ertönte ein Hoch auf die Sozialdemokratie, in das die imposante Versammlung stürmisch einstimme.

Mit anderen Genossen beobachtete ich den Kommissar, der mit seinen Polizisten zur Galerie eilte und den Attentäter vergebens suchte, als mir jemand auf die Schulter klopfte. Ein fremder, großer, schlanker Mann, Ende der Fünfziger, stand vor mir und sagte: „Genosse Hoffmann, die Rede mußt Du mal bei uns in Merseburg halten.“

Da die Worte so seltsam langsam herauskamen, faßte ich ihn näher ins Auge, aber ich kannte ihn nicht und entgegnete: „Ja, kommt denn Professor Conrad nach Merseburg?“

„Das glaube ich nicht“, kam in gleichem Tempo die Antwort. „Das ist aber auch gar nicht nötig, Deine Rede allein genügt uns vollständig.“

„Sagen Sie mal“, bemerkte ich jetzt, „Sie haben doch von der Galerie bei der Entwaffnung der Steuerbeamten den Zwischenruf gemacht?“

„Erstens“, sagte er jovial, „sage ruhig du, und dann, ich bin auch der, welcher das Hoch ausgebracht hat.“

„Dann lasse dich man nicht erwischen“, warnte ich. „Es sind auch ‚Faule‘ hier.“

„Laß man“, entgegnete er, „die sind dazu zu faul und vorläufig suchen sie die Galerie ab. Da bin ich lieber runtergegangen, damit sie nicht über meine langen Beine stolpern.“

„Also, Genosse Hoffmann“, fuhr er ruhig, breit und gedehnt fort, „Du mußt deine heutige Rede bei uns in Merseburg halten. Ich bin der Vertrauensmann der Partei. Hier hast Du meine Adresse.“ Er überreichte mir einen Zettel, auf dem sein Name, *Julius Langer*, und Wohnung mittels Stempel aufgedrückt war.

Alle Einwände fruchteten nichts. Ich konnte ihm nicht entweichen, und er war der erste, der mich zum Referenten in einer öffentlichen Versammlung und bei der nächsten Reichstagswahl zum Kandidaten der Partei für den Merseburger Kreis vorschlug.

Es war ein schwer zu bearbeitender Kreis. Außer in Merseburg und später noch in Querfurt gab es keinen Saal. Nur in wenigen Orten hatten wir Verbindungen, die der „Himmelstischler“ mit einer Mühe und Geduld aufrechterhielt und pflegte, wie ich sie in einem halben Jahrhundert nicht wieder vorfand.

Bei den wenigen vorhandenen Kräften war es selbstverständlich, daß der Kandidat, wenn's zur Flugblattverbreitung aufs Land ging, feste mitmachte. Bei der Art, wie die Gendarmerie jede Flugblattverbreitung unmöglich zu machen suchte,

die Bauern nicht selten uns mit Hunden und Peitschen aus dem Dorfe trieben, gehörte schon Fixigkeit und Gewandtheit dazu. Ich entsinne mich einer solchen Tour von Dorf zu Dorf, wo uns fast an jedem Dorfeingang ein Gendarm empfing mit der Erklärung, das Verbreiten von Flugblättern sei hier verboten. Auch der Hinweis, daß das Wahlbeeinflussung sei, imponierte nicht. „Wenn Sie hier verbreiten, konfisziere ich die Flugblätter und sperre Sie ins Spritzenhaus. Machen Sie außer meinem Revier, was Sie wollen,“ und er begleitete uns bis zur Grenze.

Mit dem „Himmelstischler“ schmiedete ich einen teuflischen Plan, und der gelang.

Wegen eventueller Ueberfälle mit Dreschflegeln waren wir auf solcher Tour mindestens sechs bis acht Mann. Wir gingen nun mit dem uns begleitenden Gendarm langsam die Dorfstraße entlang. Ich zog das Versammlungs- und Wahlrecht aus der Tasche und machte den Gendarm auf die einschlägigen Paragraphen, gegen die sein Vorgehen verstieß, aufmerksam. Indessen hatte der Himmelstischler zwei bis drei Genossen „verlorengehen lassen“, die hinter uns her das Dorf in aller Seelenruhe mit Flugblättern und Stimmzetteln belegten.

In den meisten Fällen hatten wir das Glück, daß der Gendarm sich so lange in Gespräche verwickeln ließ, bis unsere Leute wieder da waren und wir gemeinsam an der Grenze seines Reviers von unserem Begleiter in aller Freundlichkeit schieden.

Des Himmelstischlers Ruhe und Langsamkeit beim Reden kam uns bei den Diskursen mit dem Gendarm sehr zugute. Denn ihn, den ruhigen, sachlichen Mann in gesetzten Jahren hörte auch das „Auge des Gesetzes“ — natürlich mit den Ohren — ruhig an.

Julius' Ruhe und Langsamkeit konnte ja manchmal einen Menschen mit meinem Temperament zur Verzweiflung bringen. Aber oft hat gerade die himmlische Geduld des Himmelstischlers manches zurecht gebracht, was kein anderer fertigbringen konnte.

Er hatte, wenn auch selten Säle, so doch oft Werkstätten, Scheunen, Stuben und Flure in den kleinsten Orten zur Versammlung geschafft, ist oft selbst ohne Handzettel von Haus zu Haus gegangen und hat eingeladen, und wenn nichts anderes Erfolg versprach, so erzählte er den Leuten: „Da will so'n Roter sprechen. Ich werde ihn aber abschütteln, daß Sie Ihre Freude daran haben. Kommen Sie nur, und hören Sie ganz ruhig zu. Wenn der mit seiner Hetzrede fertig ist, werde ich ihn mir vorknöpfen.“

Mit solchen Einladungen selbst in den kleinsten Dörfern brachte er bei seiner Bedächtigkeit und Langsamkeit natürlich einen ganzen Tag zu, und er machte sich daher schon oft bei Morgengrauen auf den Weg.

War ich abends mit meinem Vortrag zu Ende und es wollte kein anderer reden, dann nahm er das Wort und erklärte: „Ich hatte mir vorgenommen, dem Vorredner gründlich den Kopf zu waschen. Das sage ich ganz ehrlich, denn ich habe alles mögliche über die *Schreckensziele der Sozialdemokratie* gehört. Wie aber der Redner heute die Bestrebungen erläutert hat, bin ich vollständig einverstanden, und da sich auch niemand anders dagegen gemeldet hat, darf ich wohl von den übrigen Zuhörern dasselbe annehmen. Ich glaube, wir werden alle daraus unsere Nutzlehre ziehen und das bei der Wahl berücksichtigen.“

Wenn die Polizei uns gar zu sehr auf den Fersen saß, dann wurde vom Himmelstischler bei den Einladungen auch folgendermaßen agitiert. Er erzählte den Leuten, daß im Schankzimmer des Gasthauses heute Abend ein roter Hetzer anwesend sein würde, den er mit Fragen aber kräftig in die Enge treiben werde. Sie sollten nur alle kommen, damit er Rückenschutz hätte. Und — Julius fragte am Abend so unentwegt und so geschickt, daß mich einmal sogar der hinzugekommene Gendarm, nachdem er eine Zeitlang interessiert zugehört hatte, gegen den neugierigen Frager in Schutz nahm, weil er mich ja bis aufs Hemd ausfrage.

Der Gendarm war ganz stolz, als ich mich für die freundlichen Worte, die er für meine Person einlegte, bedankte, und merkte gar nicht, was hier vorging, auch dann nicht, als ich erklärte, es sei aber das gute Recht jedes ehrlichen Menschen, über alles Auskunft zu verlangen, was er von andern Häßliches gehört habe. Nur so werde der Wahrheit eine Gasse gebahnt.

In einer großen Merseburger Wahlversammlung Wahlen waren unterm Sozialistengesetz die einzige Gelegenheit, wo wir öffentliche Versammlungen abhalten konnten — referierte ich, und der „Himmelstischler“ hatte die Leitung. Dadurch, daß ein wild gewordener Antisemit und ein ganz orthodoxer Pfaffe als Redner gegen mich in der rüpelhaftesten Weise auftraten, wurde zeitweise die Versammlung sehr stürmisch und drohte der Auflösung zu verfallen.

Der „Himmelstischler“ mit seiner Ruhe und der Autorität, die er in Merseburg besaß, wußte die Wellen immer wieder zu glätten. Nachdem ich beide Redner, wie Julius am Schluß der Versammlung fest-

stellte, mit „Humor und Satire erdrosselt“ hatte, fragte er, die Versammlung überschauend: „Ist noch jemand da, der sich nach gleichem Schicksal sehnt?“ Und als sich niemand meldete, klopfte er mir vor versammeltem Volke stolz auf die Schulter und sagte: „Ja, den Tenor habe ich entdeckt.“ Als wir nach der Versammlung noch im Vorderlokal saßen, machte sich an uns ein Herr heran, der wie ein Rittergutsinspektor aussah und mich fragte, ob ich nicht einmal in *Lauchstädt* sprechen würde. Auf meine Antwort: „Sehr gern, aber dort erhalten wir keinen Saal“ entgegnete der Herr: „Das wäre gelacht.“ Worauf ich auf den „Himmelstischler“ wies und sagte: „Na, dann fragen Sie mal meinen Freund. Der ist erst vor kurzem in *Lauchstädt* erfolglos wegen eines Saales gewesen.“

„Na, wenn ich Ihnen sage, Sie bekommen einen Saal, dann stimmt es auch.“

Jetzt sagte Julius über den Tisch weg gedehnt: „So—o—o! Na, und welchen denn?“

„Den Kronprinzen!“ war die Antwort.

Julius faßte den Sprecher scharf ins Auge und sagte noch langsamer als sonst: „Sagen Sie mal, sind Sie nicht der Wirt vom Kronprinzen?“

„Jawohl, der bin ich,“ gab der Gefragte zurück.

„So,“ sagte der „Himmelstischler“, „am Dienstag voriger Woche haben Sie selbst mir den Saal verweigert, weil Sie keinen Roten in Ihrem Lokal haben wollten.“

„Richtig,“ antwortete der Wirt und nahm an unserem Tische Platz, „am Dienstag wollte ich auch noch keinen.“

„Hm!“ machte ich mißtrauisch, „und woher diese schnelle Sinnesänderung?“

„Das will ich Ihnen sagen. Ich bin selbst natürlich kein Sozialdemokrat und hätte Ihnen den Saal wahrscheinlich nie gegeben. Aber am Sonnabend habe ich durch die Schuld unseres Bürgermeisters einen Prozeß verloren, was mich schwer ärgert. Und jetzt will ich ihm auch einen Streich spielen. Wir haben augenblicklich in unserem Badeort Hochsaison. Wenn ich da mit einer Versammlung der Roten zwischenplatze, dann platzt er auch.“

„Na,“ mischte sich der „Himmelstischler“ wieder ein. Über Motive wird nicht abgestimmt. Sie geben uns also Ihren Saal?“

„Ja, mein Wort,“ unterbrach der Kronprinzenwirt, „aber Herr Hoffmann muß selbst kommen.“

„Abgemacht, Hoffmann spricht nächste Woche in Lauchstädt,“ erklärte der „Himmelstischler“ ohne weiteres.

Und so kam es.

Lauchstädt hatte damals noch keine Eisenbahn. Ein kleiner vorsintflutlicher Omnibus fuhr von Merseburg nach dort. Am Tage der Versammlung war er voll besetzt, so daß ich nur noch stehenden Fußes hineinkam.

Julius fand keinen Platz, da selbst beim Kutscher alles überfüllt war. Nach langer Verhandlung mit diesem und einem anständigen Trinkgeld durfte er auf dem Dache des Omnibusses zwischen dem Gepäck sich „verstauen“. Kreuzvergnügt ging es im „Schuckeltrab“ nach Lauchstädt.

Lauchstädt war ein kleines Ackerbürgerstädtchen mit Sommerbadegästen, die nicht viel Aufwendung machen konnten, weshalb es auch seit langen Zeiten das *Sechsdreier-Rentier-Bad* genannt wurde.

Hier hatte die Sozialdemokratie natürlich noch nicht Boden gefaßt. Ein einziger Mann hielt zu un-

serer Partei, ein kleiner, etwas verwachsener Schneider, der, da er selbständig und von Landkundschaft abhängig war, nur heimlich in Aktion treten konnte.

Er hatte die Nächte vorher unter dem Schutz des ihm vertrauten Nachtwächters die Einladungszettel zur Versammlung verbreitet.

Als ich am Marktplatz aus dem Omnibus sprang, um unserem „Himmelstischler“ aus seinen luftigen Höhen herunter zu helfen, stand zu unserem größten Erstaunen der Schneider am Wagen. Er, der sonst alles vermied, was den Anschein haben konnte, er hätte mit der Sozialdemokratie etwas zu tun.

Mit erschrockenem Gesicht zog er uns beiseite und beschwor uns, mit dem Omnibus, der gleich wieder die Rückfahrt antrat, nach Merseburg zurückzukehren.

„Man sachte, man sachte,“ kam es gelassen von des Himmelstischlers Lippen.

„Ist die Versammlung verboten?“ fragte ich.

„Das nicht,“ erklärte, nach allen Seiten sich scheu umsehend, der Schneider.

„Also leer, es ist keiner gekommen?“ forschte Julius.

„Im Gegenteil,“ war die Antwort, „es ist alles bis auf den letzten Platz besetzt. Unzählige stehen draußen und können nicht mehr hinein.“

„Na, das ist doch fein,“ meinte der „Himmelstischler“ schmunzelnd.

Ich schloß mich meinem geehrten Vorredner mit dem Worte „großartig“ an.

Wir wendeten uns, um nach dem „Kronprinzen“ zu stiebeln. Da packte uns der Lauchstädter Vertrauensmann an den Rockschoßen und hielt uns fest mit den Worten:

„Um Himmelswillen, auf keinen Fall nach dem ‚Kronprinzen‘. Von den umliegenden Rittergütern sind die Inspektoren mit ihren mit Knüppeln bewaffneten Knechten angerückt und haben den ganzen Saal besetzt.“

„Das ist ja glänzend,“ meinte der „Himmelstischler“.

„Da müssen wir doch hin und die günstige Position ausnützen,“ ergänzte ich.

„Die schlagen euch sicher tot,“ jammerte, die Hände ringend, unser Schneider.

„Da müssen wir doch dabei sein,“ entgegnete mit himmlischer Ruhe der „Himmelstischler“.

Jetzt ließ der Lauchstädter unsere beiden Rockschöße los, packte mich dafür an beiden Rockaufschlägen und, alle Rücksicht vergessend, schrie er mehr als er sprach: „Um Ihre Person dreht es sich hauptsächlich. Sie sind verloren, wenn Sie dort erscheinen.“

„Geben Sie sich keine Mühe, lieber Freund,“ entgegnete ich. „Sie meinen es gewiß gut, aber die Versammlung ist einberufen. Wir sind hier, und da komme, was da will. Wir müssen wenigstens versuchen, sie abzuhalten.“

Mit den Worten: „Da beißt die Maus keinen Faden ab“ setzte Julius das Siegel unter meine Erklärung.

Nochmals versuchte der Lauchstädter, uns von dem Vorhaben abzubringen, indem er beschwörend ausrief: „Ich werde ja mein Lebtag nicht mehr froh. Um meiner Seeligkeit willen, tuts nicht.“

Nun kann man ja um die Seeligkeit eines Schneiders alle möglichen Besorgnisse haben, selbst dann, wenn man noch nicht, wie ich jetzt, selbst einen Sohn hat, der Schneider ist. Aber, diese Rücksicht ging entschieden zu weit. Ich schnitt alle weiteren

Beeinflussungen mit den Worten ab: „Lieber Freund, kommen Sie später nach, oder gehen Sie unbesorgt nach Hause. Wir werden uns schon durchwürgen.“

„Wir sind doch keine Feiglinge,“ sagte der „Himmelstischler“, sich in die Brust werfend, die der arme dürre Kerl nicht besaß.

„Na, Spaß,“ sagte ich, Julius auf die Schulter klopfend, „wer so oft im Sarge gelegen wie du, kennt keine Furcht.“

Julius holte aus, um mir eins zu versetzen. Aber diesem Vorschuß wich ich zu geschickt und mit Erfolg aus in der stillen Hoffnung, daß es uns beiden in der Versammlung ebenso gelingen würde.

Im Feindeslager.

„Julius“ raunte ich ihm auf dem kurzen Wege zum Kronprinzen noch zu: „Wenn Du heute wieder solche lange ‚Märde‘ als Einleitung machst, haue ich Dich zusammen, daß Du in keinen Sarg mehr paßt.“

„Lasse doch wenigstens Deine Frozeleien in so ernster Stunde,“ sagte der Himmelstischler, diesmal fast in einem, bei ihm nie vorhandenen Eiltempo: „Du wirst mit mir zufrieden sein!“

Vor dem „Kronprinzen“ war alles schwarz von Menschen. Besonders Frauen, die damals noch nicht in politische Versammlungen durften, und fast alle Kinder aus Lauchstädt hatte die Neugier hergetrieben.

Der „Himmelstischler“ fragte eine Frau, die mit dem Säugling auf den Armen nahe der Haustür stand: „Was ist denn hier los?“

„Ach, wir warten auf den Sozialdemokraten. Wir möchten auch mal so einen sehen.“

Julius entgegnete: „Na, dann gucken Sie mal uns beide an, dann sehen Sie gleich zwei.“

Der große Saal war gestopft voll. An jeder langen Tafel saßen, mit tüchtigen Knüppeln bewaffnet, Knechte und ihr Inspektor als Tonangebender.

Als wir den Saal betraten und sie uns erkannt hatten, ging ein ohrenbetäubender Lärm und ein Geschrei los, wie ich es selbst in den Stöcker- und Ahlwardt-Versammlungen nicht kennengelernt habe. Es waren wirklich keine Schmeichelworte, die uns begleiteten. „Kaisermörder und Verbrecher“ waren darunter die nobelsten.

Knüppel wurden geschwungen, die mit langen Stiefeln bekleideten Beine uns in den Weg gestreckt, über die der „Himmelstischler“ dank seiner eigenen langen Beine verhältnismäßig leicht hinwegvoltigierte. Mir leistete meine in der Jugend betriebene Gymnastik Hilfe, und so erreichten wir trotz aller Hindernisse bei diesem Hürdenrennen doch unser Ziel, das Podium.

Ohne dem liebenswürdigen Empfang eine Silbe zu widmen, fing der „Himmelstischler“ an. Er war an diesem Tage fixer als der stotternde Apothekerlehrling, der da sang: „Im Keller brennt der Spiritus und alles steht in Flammen.“

Mit einer „Wupptizität“, die ich ihm nie zugetraut hätte, stieß er nur die fünf Worte heraus: „Der Redner hat das Wort.“

Schon stand ich auf dem Sprunge, aber — die unten auch. Ein fürchterlicher Lärm setzte ein. Der imponierte mir nicht, denn ich hatte in den antisemitischen Versammlungen das eine gelernt: Man kann länger schweigen, als die anderen lärmern, wenn auch — das will ich ehrlich zugeben — mir selbst das Schweigen nicht ganz leicht wurde. Aber — ein Teil der Knechte war durch den von den In-

spektoren spendierten Fusel in Viertelquartflaschen aufgereggt und drohte das Podium zu stürmen.

Selbst der „Himmelstischler“, den so leicht nichts aus der Ruhe bringen konnte, war aufgestanden und sah sich hilflos um.

In diesem Moment ließ der Lärm ein klein wenig nach, und ich schrie mit allen mir zu Gebote stehenden Stimmitteln in die Versammlung hinein:

„Ich weiß ja, daß ihr angerückt seid, um mich zu verhauen.“

Einen Moment trat Verblüffung ein. Ich vermute heute noch, daß es geschah, weil man sich wunderte, daß so ein kleiner Mund eine so große Schnauze sein kann.

„Sie wollen mich verhauen, weil ich dummes Zeug schwatze und das Volk aufhetze,“ fuhr ich fort.

Alle möglichen Zwischenrufe, die sicher nicht in Knigges „Umgang mit Menschen“ stehen, und ein Knüppel schwirrten durch die Luft.

Die ersten sausten bei mir vorüber, ohne zu verletzen, der letztere brach seine Schwingungen an dem neben mir stehenden Tisch. Nur eine energische Kopfbewegung schützte den „Himmelstischler“ vor seiner Bekanntschaft. Ich nahm den Knüppel, der auf dem Tisch liegengelassen war, und sagte, ihn wieder runterreichend: „Den brauchen Sie ja nachher noch, wenn Sie mich verhauen wollen. Gleich würde ich nämlich dazu nicht raten, denn bis jetzt habe ich weder Unsinn geschwätzt noch gehetzt. Ich mache Ihnen also folgenden Vorschlag: *Sie lassen mich zwanzig Minuten reden und — dann verhauen Sie mich.* Dann wird jedermann sagen, die Prügel hat er für seinen Blak und sein Aufputschen reichlich verdient.“

Natürlich waren während dieser Worte Zurufe erfolgt wie: „Du kriegst die Reinigung schon noch früh genug“, „Dir hauen wir die Hucke so voll, daß du nicht Piep sagen kannst“, „Schmeiß ihm doch ein Glas in die große Fressel!“

Die Inspektoren redeten auf die Knechte ein, sich nicht besabbern zu lassen. Die Knechte aber wollten einen Grund zum Verholzen haben.

Mir war in diesem Augenblick zu unserem Glück eine Lehre eingefallen von meinem alten Gesinnungsfreund *Baumeister Kessler*, wie man zu ganz Indifferenten sprechen müsse, und nach diesem Rezept mischte ich meinen Trank.

Daß der „Himmelstischler“ die Sache schon für uns als gewonnen ansah, bewies, daß er sein wertvollstes Kleinod aus der Tasche zog — seine Glocke, mit der er die erste sozialdemokratische Versammlung in Merseburg mit *Fritsche* als Redner geleitet hatte, und die er wie einen Schatz hütete.

Er klingelte und sagte: „Ich bitte nun, während der zwanzig Minuten, die Sie dem Redner bewilligt haben, alle Störungen und Zwischenrufe zu unterlassen.“

Ich zog meine Uhr und legte sie vor mich hin, indem ich sagte: „Alle Störungen sind meiner Redezeit gutzurechnen.“ Das Zwischenbrüllen und die Tumulte hörten natürlich nicht gleich auf. Aber die Knechte wurden immer aufmerksamer und vergaßen schließlich ganz, Radau zu machen. Die Inspektoren suchten das wenigstens zum Teil zu ersetzen, kamen aber nicht mehr auf die Beine.

Ich hatte, ganz kurz skizziert, etwa folgendes gesagt: „Sie glauben, ich sei hierher gekommen, um Sie aufzuklären.“

„So siehst du aus,“ rief ein Inspektor.

„Da haben Sie ganz recht,“ war meine Antwort. „Ich habe nämlich keine Ahnung von der Landwirtschaft, und um mich über dieselbe zu orientieren, kam ich hierher.“

„Na, denn mach man die ‚Kulpen‘ gut auf!“, so schwirrte es durch die Luft.

„Ich bitte um Ihre freundliche Mithilfe. Wohl ist mir bekannt, daß Sie, die ländlichen Arbeiter,“ wandte ich mich an die Knechte, „das Feld düngen, pflügen, säen, vom Unkraut reinigen, hegen und pflegen, dann abernten oder abmähen, das Getreide ausdreschen und es dann zur Stadt fahren. Die Rüben nach der Zuckerfabrik. Machen Sie das alles alleine?“

„Na, wer denn sonst, du Schafskopf?“

„Na,“ sagte ich, da seht ihr doch, wie dringend ich der Aufklärung bedarf.“

„Aber nun sagen Sie mir, bitte, noch das eine: Warum fahren Sie das Getreide nach der Stadt? Ihr könnt es doch selber gut gebrauchen?“

„Na, da wird's verkeert,“ schallte es von zwei Seiten.

„Ach so,“ sagte ich gedehnt. „Ja. Nun sehe ich ein, daß hier kein Boden für die Sozialdemokratie ist. Sie haben nicht nötig, Sozialdemokraten zu werden. Sie haben ja alles, was Sie sich nur wünschen können. Sie düngen, Sie pflügen, ernten, dreschen, verkaufen das alles und stecken dann das Geld in Ihre Taschen.“

„Nee,“ erschallte in diesem Augenblick des Schneiders Stimme aus dem Hintergrund, „das Geld steckt der Gutsbesitzer ein!“

„Was,“ sagte ich erstaunt, „der Rittergutsbesitzer? Ja, hat denn der auch gedüngt, gepflügt, gemäht, gedroschen?“

„So dumm ist der nicht!“ erscholl es aus dem Hintergrunde.

„Na, das ist ja ganz sonderbar,“ entgegnete ich, „Sie haben alle Arbeit gemacht, und der, der nichts getan hat, steckt das Geld ein?“

Und nun legte ich los, schilderte die Zustände unserer Welt, sprach von den Arbeitsbienen und den Drohnen usw.

Erst kamen vereinzelt und schüchtern einige Zustimmung. Sie wurden aber immer lauter und voller, bis ganze Beifallsstürme den Saal durchbrausten.

Unser „Himmeltischler“ saß so verklärt da, als hätte er einen Heiligenschein erhalten.

Nach der Uhr blickend, sagte ich: „Aber, wie ich sehe, habe ich die mir zugebilligte Redezeit schon etwas überschritten. Ich muß Sie daher erst fragen: Wollen Sie mich nun verhauen, oder soll ich weiterreden?“

„Während mir Julius das liebevolle Wort „Schafskopp“ halblaut zurief, ertönte von allen Seiten „Weiterreden“.

Unser Manager von Lauchstädt war der lauteste Rufer im Streite.

Die Inspektoren hatten nach und nach den Saal verlassen, als sie sahen, daß ihnen die Felle fortgeschwommen waren.

Vorn im Hotel-Restaurant, im Herrenstübl, spülten sie mit Steinhäger, Wermut und anderen schönen Gencungstropfen ihren Aerger hinunter und schimpften, wie uns der Wirt hinterher erzählte, auf das undankbare Gesindel, die Knechte, die wohl den spendierten Schnaps gesoffen hätten, sich aber dann von dem Hetzer erst recht mit Redensarten besoffen machen ließen.

Unsern lieben Himmeltischler habe ich noch mehrmals begeistert gesehen. Aber so, wie bei seinem sehr langen Schlußwort nie wieder.

Freudentränen rannen in seinen Bart und manchmal versagte vor Begeisterung seine Stimme. Ich glaube, es war der höchste Himmel, in dem er je geschwebt hatte.

Das Resultat bei der Wahl war, daß wir in Lauchstädt 137 Stimmen für die Sozialdemokratie zählten und — was die Hauptsache war — eine Verbindung geschaffen hatten, die nicht wieder verlorenging. Letzteres war Julius' alleiniges Verdienst und des treuen Lauchstädter Schneiders, der uns nach der Versammlung allen Ernstes küssen wollte.

Manche wunderliche und gefährliche Fahrt habe ich unterm Sozialistengesetz noch mit dem „Himmeltischler“ gemacht, zu der eine im Walde zwischen Merseburg und Schkeuditz die halbrecherischste war. Hier hafteten sich sogar reitende Gendarmen an unsere Fersen, vor denen wir uns nur dadurch retten konnten, daß wir im dichtesten Dickicht über Büsche und Klaftern wie junge Rehe sprangen, hinter denen die Hundemeute her ist.

Wir entkamen alle glücklich, nur der „Himmeltischler“ war nicht zu finden. Er mußte wohl erwischt sein, was doppelt unangenehm war, weil er einen kleinen Koffer mit Material und Abrechnungen bei sich hatte.

Einige Merseburger Genossen gingen sofort nach seiner „Burg“, stiegen durchs Fenster und machten alles „sauber“, falls die Polente kam und haussuchte.

Sie kam nicht, sondern am anderen Tage gegen Mittag der „Himmeltischler“. Er hatte seinen Handkoffer im Gebüsch versteckt und war in der höchsten Not auf einen Baum geklettert. Von dort hatte

er die „Schnitzeljagd“ der Gendarmen beobachtet und, da er Sorge hatte, der Wald sei umstellt, so war er, der ja in Himmelsregionen gut vertraut, die Nacht auf dem Baum geblieben.

Noch ein Versammlungsintermezzo mit dem Himmelstischler sei hier festgehalten.

In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre wurde das Sozialistengesetz besonders rigoros gehandhabt, alle Versammlungen verboten oder gleich nach Beginn aufgelöst. Jedes Thema wurde für politisch erklärt. Eine meiner Versammlungen verfiel der Auflösung, weil ich ausführte, daß man mit derartigen Begründungen auch einen Vortrag über die Bestandteile der Buttermilch für politisch erklären könne, denn die Bestandteile derselben hingen von der mehr oder minder guten Ernährung der Kühe ab. Die Kühe aber seien nach Meinung der Agrarier nur dann richtig zu ernähren, wenn höhere Zölle auf die landwirtschaftlichen Produkte gelegt würden. Da dies eine Einwirkung auf die gesetzgebende Körperschaft wäre, sei auch nach der Beweisführung im Prozeß Ewald und Genossen (Gewerkschaftsprozesse) ein Vortrag über die Bestandteile der Buttermilch ein politischer.

Bei dieser Auflösung ging sogar der so ruhige Himmelstischler aus der Jacke und geriet mit dem überwachenden Kommissar in einer Weise aneinander, daß derselbe ihn abführen lassen wollte. Es war nicht ganz leicht, den Kommissar von seinem Vorhaben abzubringen.

Als ich begann, über die „Zehn Gebote“ zu sprechen, war *Julius* einer der ersten, die mich für Merseburg reklamierten. Er entwickelte eine so gewaltige Reklame, daß der große Kaisersaal bis auf den letzten Platz gefüllt war. Er hatte auch die

Herren Superintendenten, Kirchenräte und Geistlichen persönlich eingeladen. Und, was selten vorkam, sie waren erschienen!

Der „Himmelstischler“ präsierte einer Riesensammlung, wie er solche noch nicht erblickt hatte. Pfarrer aller Richtungen ergriffen in der Debatte das Wort.

Wenn ein ganz orthodoxer zu Worte kam, wuchs manchmal der Sturm zum Orkan an. Aber der „Himmelstischler“ hatte die Versammlung fest am Zügel.

Ein *Pastor Schmidt* aus *Leina* erntete zum Entsetzen seiner Amtskollegen Stürme von Beifall, als er erklärte:

„Ich unterschreibe sieben Achtel von dem, was der Redner vorgebracht, voll und ganz.“

Das hatte für *Pastor Schmidt* noch ein Nachspiel. Die vereinigten Parochialvereine wurden vom *Grafen Wintzingerode* zu einer gemeinsamen Versammlung zusammengetrommelt, um gegen *Hoffmann* und *Pastor Schmidt* Stellung zu nehmen.

Der Graf, Superintendent Professor *Martius*, Diakonus *Bloch* und *Bithorn* hielten endlose Reden, schimpften auf die schändlichen Agitatoren und Leute, die hier im Ort vom Bürgertum leben — das ging auf den „Himmelstischler“ —. Aber manches wunderbare Geständnis entschlüpfte dabei den Lippen der frommen Herren, die dann noch so vorsichtig waren, ihre Reden, in denen sie über die Sünden der Kirche ein Zugeständnis nach dem andern machten, als vierseitiges Flugblatt im Formate des „Vorwärts“ drucken und in Merseburg verteilen zu lassen.

Triumphierend brachte mir der „Himmelstischler“ den Fahnenabzug — er hatte überall Verbindung —

und legte ihn auf den Schreibtisch meiner Zeitzer Redaktion, indem er erklärte: „Adolph, darauf mußt du kräftig antworten.“

„Um alles in der Welt, in welcher Zeitung soll ich das Zeug widerlegen?“

Aber er ließ nicht locker. Es wurde eine Versammlung wieder im großen Kaisersaal zu Merseburg verabredet mit dem Thema: „Die Parochialvereine und meine Antwort.“

Als ich an dem Abend zur Bahn ging, um von Zeitz mit dem Münchener Schnellzug über Weißenfels nach Merseburg zu fahren, fuhr mir der Teil des Zuges, der von hier über Halle nach Berlin fuhr, vor der Nase weg. Ich war verzweifelt. Stellte mir im Geiste die Situation vor, in die ich den „Himmeltischler“ und die ganze Versammlung gebracht hatte, als die damals noch tätige Bahnhofsglocke das Abfahrtszeichen für den Teil des Zuges gab, der nach Leipzig fuhr.

Ohne recht zu wissen, was ich wollte, sprang ich in den Zug und malträtierte das Kursbuch. Aber alles vergebens. Es war nur möglich, von Leipzig nach Halle zu fahren und von dort kurz nach 10 Uhr in Merseburg einzutreffen.

Ich gab dem Schaffner ein Telegramm an die Versammlung, daß ich erst um 10 Uhr dort sein könnte.

„Versammlung hinhalten“ schloß das Telegramm.

Wohl gab der Schaffner die Depesche bereits an der nächsten Station als dringend auf. Aber „hinhalten“ war leichter telegraphiert als ausgeführt, denn nach dem Vereins- und Versammlungsgesetz waren Versammlungen, wenn sie nicht innerhalb einer Stunde eröffnet oder darüber hinaus vertagt wurden, der Auflösung verfallen.

Es war für alle Teile eine scheußliche Situation, in die ich ohne meine Schuld die Versammlung gebracht hatte. Ich hätte nämlich den Zug noch bequem erreicht, wenn die Uhr an der Außenseite des Bahnhofs nicht gegen die auf dem Bahnsteig fünf Minuten nachging.

Als der Zug von Halle in Merseburg einlief und ich die großen Fenster des Kaisersaals, der dicht am Bahnhof liegt, noch erleuchtet sah, fiel mir ein Stein vom Herzen.

Auf dem Bahnhofe standen unzählige Arbeiter und empfingen mich mit einem dreifachen Hoch. War ich schon über diese Begrüßung eines Redners, der die Versammlung im Stich gelassen hatte, perplex, so wurde mein Erstaunen noch größer, als ich auf meine Frage, „Ist die Versammlung zu Ende?“ die Antwort erhielt: „Bewahre, die soll jetzt erst anfangen“ und auf meine weitere Frage, warum sie nicht im Saal wären, die Antwort erhielt: „Weil der so überfüllt ist, daß kein Apfel zur Erde kann.“

Und — das war buchstäblich wahr. Ich wurde in des Wortes verwegenster Bedeutung über die Köpfe hinweg von starken Arbeiterarmen wie ein Paket zur Bühne hinaufgereicht.

Ein nicht endenwollender Beifallssturm raste durch den Saal und beschämte mich — der ich annehmen mußte, wegen meiner Bummelerei von den Versammlungsbesuchern verhaßt, zumindest aber niedergeschrien oder ausgepiffen zu werden.

Statt dessen wurde ich mit so unbeschreiblichem Jubel empfangen. Als ich wieder auf eigenen Füßen stand, umarmte mich unser „Himmeltischler“, indem er halblaut sagte: „Adolph, ich könnte dich küssen für diesen *Geniestreich!*“ und auf meine erstaunte Entgegnung: „Ja, um alles in der Welt, was ist denn

los? Wollt ihr mir nicht sagen, wie ich das verstehen soll?" wurde Julius richtig böse. Mich fast von sich wegstoßend, sagte er: „Nu höre aber auf. Uns brauchst du doch nicht auch noch zu veralbern.“

Meine Bitte um Aufklärung beantwortete er durch Schwingen seiner „Fritsche-Glocke“ und die ärgerlich herausgestoßenen Worte: „Genosse Adolph Hoffmann hat das Wort.“

Abermals brauste ein Beifallssturm durch den Saal. Endlich trat Ruhe ein, und ich glaubte, zu meiner Entschuldigung etwas sagen zu müssen. Kaum aber hatte ich meinen Schreck über den davonfahrenden Schnellzug erwähnt, als der ganze Saal mit schallender Heiterkeit antwortete.

Das verdutzte mich so, daß ich sprachlos war — und das will gewiß viel sagen.

Ebenso „verdaddert“ muß ich dagestanden haben, wie August Bebel, als er einmal in einer großen Versammlung bei Lips in Berlin (Brauerei Friedrichshain) sich an die Frauen wandte und sagte:

„Die Frauen müssen Freiheit und Rechte selber erkämpfen und sich nicht auf die Männer verlassen. Sie sollen es nicht wie die Männer machen und die Hände in die Hosentaschen stecken und glauben, die Freiheit käme von selbst.“

Als schallende Heiterkeit einsetzte, sah sich Bebel ganz erstaunt im Saale um und sagte ärgerlich: „Ich weiß wirklich nicht, was es da zu lachen gibt,“ und erst nach der Versammlung wurde ihm die Redeblüte resp. der hinkende Vergleich klargemacht.

Mich aber hatte das mir unerklärliche Gelächter so aus der „Contenance“ geworfen, daß ich alle Gedanken zusammennehmen mußte, um dem Flugblatt der vereinigten Parochialvereine die verdiente Abfertigung zu geben.

Nach dem Beifall, den ich erntete, ist mir das trotz allem doch wohl gelungen oder — galt der Beifall des ganzen Abends nur meinem mir unbekanntem „Geniestreich“?

Die Versammlung verlief für die Sozialdemokratie glänzend. Die sehr lange Diskussion endete mit einer vollständigen Niederlage aller in Erscheinung tretenden Superintendenten, Diakonusse und Pfarrer, so daß selbst dem Grafen von Wintzingerode der Stützpunkt für seine Grafenkrone bedenklich wackelte.

Während der Diskussion hatte ich wenigstens von meinem Nachbar im Bureau erfahren, wie der „Himmelstischler“ es fertig bekommen hatte, die Versammlung über zwei Stunden aufrechtzuerhalten, ohne daß die Polizei wegen Ueberschreitung der gesetzlichen Stunde hätte einschreiten können.

Das Kunststück hat er so vollbracht:

Als ich mit dem Zuge von Weißenfels nicht eintraf, war der „Himmelstischler“ natürlich verzweifelt. Er eröffnete, nachdem er mehrmals die Versammlung beruhigt, dieselbe gegen $\frac{1}{2}$ 9 Uhr und teilte das von mir eingegangene Telegramm ohne den Schlußsatz mit und gab dann dem Pfarrer Schmidt aus Leina das Wort. Derselbe hatte ihn gebeten, vor Eintritt in die Tagesordnung zu einer Erklärung mit Bezug auf die letzte Versammlung das Wort zu erhalten, was der „Himmelstischler“ natürlich mit Freude tat, ihn sogar bat, es nicht zu kurz zu machen. Diesen Wunsch hatte der Herr Pfarrer reichlich erfüllt. Und unser „Himmelstischler“ ergänzte in seiner Art den Pfarrer und vertagte die Versammlung nach $\frac{1}{2}$ 10 Uhr.

Als ich aber zu meinem Nachbar von meinem verspäteten Erscheinen sprach, lachte auch er mich an

und meinte, ihn brauche ich doch nicht dumm zu machen.

Als nun nach der Versammlung ein großer Kreis Gesinnungsfreunde im Restaurant zusammen saß, wollte ich endlich der Sache auf den Grund gehen und knöpfte mir den „Himmelstischler“ vor, indem ich ernstlich Auskunft verlangte.

Aber da kam ich schön an. So fuchswild wurde Julius, daß er einem „Teufelstischler“ ähnlicher sah als einem „Himmelstischler“. Und wirklich, wie er mit den Armen herumfuchtelte, paßte er in keinen Sarg hinein.

Er kündigte mir sogar die Freundschaft mit den Worten: „Ich habe immer große Stücke auf Dich gehalten. Wenn Du aber die Genossen und mich selbst veralbern willst, dann ist's aus.“ Sprachs, drehte mir den Rücken und — die andern gaben ihm recht.

Ich war wirklich am Ende meines Lateins, und es drohte die Gefahr, daß ich mich mit allen meinen engeren Genossen verkrachte.

Schließlich erbarmte sich meiner ein ganz junger Dachs.

„Na“, sagte er, „ich will Ihnen, Genosse Hoffmann, mal den Spaß machen und Ihnen das erzählen, was Sie viel besser selbst wissen. Die Vorstandsmitglieder und sonstige Einflußreiche der Parochialgemeinde sowie ihre Klerisei hatten sich hinter die Arbeitgeber von Merseburg gesteckt, um die Arbeiter von der Versammlung fernzuhalten. Das sollte damit erreicht werden, daß von den Maschinenfabriken an bis zum kleinsten Kräuter, der sich unter die Botmäßigkeit der Parochialvereine stellte — vielleicht aus Furcht, Kundschaft einzubüßen — angeordnet wurde, bis 10 Uhr abends zu arbeiten. Die Arbeiter hatten bei der herrschenden Arbeitslosigkeit nicht

gewagt, zu widersprechen, waren aber dann von Fabrik und Werkstatt geschlossen in „Dreck und Speck“ zur Versammlung marschiert, die bis dahin nur von wenigen, besonders aber von Mitgliedern der Kirchenvereine beherrscht war, aber vom „Himmelstischler“ meisterhaft bis 10 Uhr durchgelotst wurde. Die Versammlung war dann im Nu trotz der Größe des Saales und seiner Galerien so gefüllt gewesen, daß Unzählige draußen bleiben mußten, und als der „Himmelstischler“ verkündete, daß Genosse Adolph Hoffmann den Zug versäumt hätte und über Halle erst um 10 Uhr eintrifft, hatte sich ein stürmischer Beifall und eine Heiterkeit erhoben, die sich draußen fortpflanzten; die „Ausgesperrten“ waren dann unter Absingen der Arbeitermarsellaise zum Bahnhof gezogen. „So“ — schloß der junge Genosse seinen Bericht „und nun lachen Sie mich aus, daß ich Ihnen das, was Ihnen sicher gesteckt war und Sie geschickt gedeichselt haben, nochmals erzählte.“

Als ich versicherte, daß ich nicht das Geringste davon gewußt hätte, sprang der „Himmelstischler“ auf, zahlte und verließ ohne Gruß das Lokal. Die übrigen Genossen bis auf den Jugendlichen und einen Buchbinder folgten ihm, und ich saß mit meinem „Geniestreich“, der eben noch von Tausenden bejubelt war, nicht nur einsam und verlassen, sondern wäre beinahe durch die Geschichte obdachlos gewesen.

Kein Hotel wagte, mir ein Zimmer zu geben, so daß mich schließlich der Buchbinder aufforderte, mit in seine Wohnung zu kommen, um die paar Stunden bis zum ersten Zuge auf dem Sofa zu verbringen.

Als mein Gastgeber aus seiner Schlafstube eine Decke für mich holen wollte, kam er mit seiner Frau darüber in einen heftigen Streit, der schließlich in den

Worten gipfelte: „Nicht genug, daß du dich in den Hetzerversammlungen rumtreibst. Jetzt bringst du mir auch noch einen solchen Kerl ins Haus!“

Ich rief dem Genossen zu, er möchte mich zum Hause hinauslassen. Er erklärte, wenn ich fortginge, würde er seine Frau windelweich prügeln. Was tun?

„Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb“, erklärte ich: „Gut, ich bleibe bis zum ersten Zuge, aber nur unter der Bedingung, daß Sie kein böses Wort mehr zu Ihrer Frau sagen.“

Ich schlief wirklich einige Stunden, und als ich munter wurde, stand ein so sauberes, freundliches Frauchen neben ihrem Mann und präsentierte mir einen so guten Kaffee, daß ich mir sagte: „Dich hat wohl ein böser Traum geöffit.“

In Zeit angekommen, richtete ich sofort eine Beschwerde an die Eisenbahndirektion wegen der Differenz der Uhr und hatte die Genugtuung, dies nicht nur bestätigt zu bekommen, sondern sogar das Fahrgeld zurückzuerhalten.

Bei der nächsten Zusammenkunft der internen Genossen von Merseburg legte ich das Schreiben der Eisenbahndirektion mit einer stolzen Geste dem Vorsitzenden, unserm „Himmelstischler“ auf den Tisch.

Das war doch ein unabstreitbarer Beweis meiner Genielosigkeit.

Julius las, stand auf und sagte: „Der Wisch beweiße nichts weiter, als daß ich einer von den raffiniertesten Verbrechern wäre, die auch für ein hieße und stichfestes Alibi Sorge tragen. Er verbitte sich aber ein für allemal jede weitere Veralberung sogar der internen Genossen durch unseren bisherigen Reichstagskandidaten. Käme das noch einmal vor, müßte er die Konsequenzen daraus ziehen.“

Ich war wieder mal sprachlos. Alle anderen schwiegen, gaben also dem Himmelstischler recht, und so war ich auf Lebenszeit zum „Genie wider Willen“ geworden.

Des „Himmelstischlers“ Freundschaft hatte ich vollständig eingeüßt.

Da ich die Kandidatur im Zeitzer Kreis angenommen hatte, kam ich immer seltener nach Merseburg und erfuhr eines Tages, daß der „Himmelstischler“ seine Werkstatt verkauft und nach auswärts verzogen sei. — — —

Ich glaube, es war in Westfalen, wo wir nach einer großen Versammlung uns noch einmal sahen. Bei einer Tasse Kaffee erzählte er mir, daß er hier Verwandte hätte und von dem Erlös aus seiner Werkstatt sich in einem Stift eingekauft habe, um seine wenigen alten Tage, die er noch habe, in Ruhe zu vollbringen.

Als ich im Lauf des Gesprächs auch auf meinen „Geniestreich“ zu sprechen kommen wollte, legte er mir die Hand auf den Mund und sagte: „Adolph, trübe mir die Freude, dich nochmals wiedergesehen zu haben, nicht durch Erinnerungen an Dinge, durch die du mir viel Freude zerstört hast.“

Was blieb mir übrig als zu schweigen, wenn ich dem Alten nicht wehe tun wollte? Ich bin jedenfalls unschuldig daran, daß er mit dem Glauben an meinen Geniestreich gestorben ist, er, der nun als „Himmelstischler“ für immer in seinem Sarge ruht.

Mit ihm ging ein Original dahin, aber auch ein ehrlicher, aufrechter, pflichtgetreuer und eifriger Genosse, wie ich der Arbeiterbewegung recht, recht viele wünsche, um Deutschland und der Welt den Sozialismus zu erobern.

Es war 1889 im Frühjahr. Das Sozialistengesetz neigte sich seinem Ende zu (Oktober 1890). Die straffen Stränge des Ausnahmegesetzes waren, nachdem bei der Mehrheit des Reichstages eine Verlängerung aussichtslos war, locker gelassen. Was natürlich nicht ausschloß, daß in der Provinz in den einzelnen Städten sich noch immer „strebsame Rotwildjäger“ fanden, welche die Hatz als Spezialität betrieben.

Die sozialistischen Arbeiter der ganzen Welt rüsteten zum internationalen Kongreß in Paris.

Seit dem Kriege von 1870/71 war es der erste „Internationale“, der in Frankreich stattfinden sollte.

Eine Reihe bürgerlicher Zeitungen in Deutschland bekamen um die „berufsmäßigen Hetzer“ und „blutrünstigen Agitatoren“, die sie so oft dahin gewünscht hatten, wo der Pfeffer wächst, große Besorgnis.

Man warnte „ernstlich“ vor der Reise nach Paris. Der Haß gegen alles Deutsche wäre noch so groß, daß die deutsche Regierung für Leben und Gesundheit derjenigen, die sich mutwillig in Gefahr begeben, „keinerlei Verantwortung und Garantie übernehmen könne“.

Rührend war diese Teilnahme mit einem Male für die, welche man elf Jahre mit Polizei, Staatsanwalt und Gefängnis verfolgt, von der Familie gerissen, von Haus und Hof verjagt, ja zu Tode gehetzt hatte.

Doch diese Teilnahme war sehr durchsichtig. Bei allen Forderungen der Arbeiter im deutschen Vaterlande nach menschenwürdigen Zuständen, Verkürzung der Arbeitszeit usw. wies man immer auf die

Konkurrenz des Auslandes, die es „leider“ unmöglich machte, mancher Forderung, über die sich sonst „sprechen“ ließe, näherzutreten.

Wenn aber nun die Arbeiter sich zur Erkämpfung dieser Forderung international verbinden würden, mit welchen Ausflüchten sollte man dann denselben ausweichen?

Aber noch mehr stand auf dem Spiel. Wenn man im Herzen des „Erbfeindes“ dahinter kam, daß das Revanchegeschrei nur von Interessenten des Krieges und der Armeen künstlich propagiert und geschürt wird, müßte es den Besuchern Frankreichs klar werden, daß die Kriegshetzer in jedem Lande dieselben fragwürdigen Nutznießer der die Völker erdrückenden Rüstungen sind.

Solche Erkenntnis wollte man verhindern, da die Zurückkehrenden natürlich das, was sie gesehen und gehört hatten, berichten würden.

Daher die liebenswürdige Fürsorge und das „Graulichmachen“. Beides konnte aber nicht verhüten, daß Deutschland auf dem Kongreß mit 81 Delegierten vertreten war.

Durch meine politische Tätigkeit und den daraus resultierenden sogen. Hochverratsprozeß war ich nach der Provinz Sachsen verschlagen. Bei der 87er Wahl kandidierte ich für den Zeitzer Kreis, gründete später in Halle den „Zeitzer Volksboten“, dessen Redakteur ich wurde. Auch die Kreise Zeitz-Weißenfels-Naumburg, Mansfeld und Merseburg hatten beschlossen, einen gemeinsamen Delegierten zu entsenden. Doch in diesen Kreisen herrschte das Sozialistengesetz noch in seiner ganzen Schärfe. Versammlungsverbote, Konfiszierung von Schriften und Prozesse hagelten nur so. Es war daher nicht möglich, die Wahl in einer Versammlung oder Konferenz offiziell

vorzunehmen. Wir mußten eine gemeinschaftliche Corpora (geheim) der drei Kreise abhalten.

Dieselbe fand in dem Graben einer wenig frequentierten Chaussee statt.

Wir hatten die Erfahrung gemacht, daß man auf offener Landstraße vor Ueberrumpelungen sich am ersten sichern konnte. Eine Stelle, von wo aus die Chaussee nach beiden Richtungen weit zu übersehen war, bot jede Garantie.

Eine Aktentasche mit einigen Landkarten und der Aufschrift „Wanderklub Gut zu Fuß“ dienten als Deckmantel. Sobald was Unbekanntes nahte, wurde die Klubhymne „Das Wandern ist des Müllers Lust“ angestimmt.

In diesem Chaussee-graben wurde ich als Delegierter für den Pariser internationalen Sozialistenkongreß einstimmig gewählt, und Anfang Juli fuhr ich von Halle, wo ich bis zum Fall des Sozialistengesetzes wohnte, über Brüssel nach Paris ab. Meine näheren Freunde wunderten sich, daß ich gar keine Reisevorbereitungen traf. Ich nahm fast nichts an Wäsche oder sonstigem Bedarf mit, sondern freute mich, dort echte französische Sachen zu kaufen. Auf ein paar Mark Geld brauchte ich damals noch nicht zu sehen, denn ich lebte noch nicht von „Arbeitergroschen das Schlemmerleben eines Hetzers“, sondern nährte mich als Vergolder und Landschaftsmaler nicht schlecht.

Später als alleiniger Redakteur einer täglich erscheinenden Zeitung bei 18 Mark Wochengehalt mit der Verpflichtung, pro Woche drei selbstgeschriebene Leitartikel zu bringen, verboten sich solche Extravaganzen von selbst.

Nur eines schaffte ich mir zur Reise an, um mich nicht schutz- und schirmlos in die „Krallen des Erbfeindes“ zu begeben.

Ich kaufte mir einen neuen Regenschirm, denn der alte war wieder einmal weg. Ich besitze nämlich die professorale Gewohnheit, nur so viele Schirme zu gebrauchen, wie ich mitnehme. Wenn ich mal einen wiederbringe, ist es sicher ein Versehen.

Als ich auf der Reise Brüssel erreicht hatte, war mein neuer Schirm schon auf und davon. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, in Paris mir einen echten französischen zuzulegen. Als ich auf der Rückreise in Verviers ankam, war auch der durch die Binsen gegangen; ein Beweis dafür, daß der „deutsch-französische Ausgleich“ damals schon möglich war. — —

Mit großen Erwartungen hatten wir die Reise nach Paris angetreten. In einer freien Republik konnten die unter einem elfjährigen Zwangsausnahmezustand Lebenden mal wieder frei aufatmen.

Allerlei Pläne hatte ich mir bereits zurechtgelegt, wie ich Paris kennenlernen und genießen wollte.

Nur wer da weiß, was es heißt, auf Schritt und Tritt „Spitzel“ auf den Fersen zu haben und außerdem eine stadt-, polizei- und gerichtsbekannte Persönlichkeit zu sein, begreift das Wonnegefühl, das einen packt, wenn man in der großen Weltstadt jenseits der Vogesen ankommt, frei, ungehemmt und unerkannt. Mit diesem Gefühl verließ ich in Paris den Bahnhof, um zu dem Trefflokal zu pilgern.

Noch keine hundert Schritte war ich vom Bahnhof entfernt, als ein Herr, der mir entgegenkam, wie angewurzelt vor mir stehen blieb:

„Menschenskind, Hoffmann!“ rief er, „wie um alles in der Welt kommen Sie nach Paris?“

Ich muß dagestanden haben wie ein ertappter Ver-

brecher, der sich im Auslande schon geborgen fühlt und plötzlich von Kriminalisten festgenommen wird. — — —

Alle meine eben noch so liebvoll gepflegten Illusionen gingen in die Brüche.

Von dem, was er mir erzählte, daß er auf der Weltausstellung zu tun habe, und wie er sich freue, jetzt einen Menschen in Paris zu wissen, mit dem er abends plaudern könne, um die Muttersprache nicht zu verlieren, begriff ich ebensowenig wie ich mir das Lokal merkte, wo wir uns abends treffen sollten. Leider habe er jetzt keine Zeit, aber heute abend wollen wir uns gründlich ausplauschen, auch über den Zweck meines Hierseins usw. — Und dann war er ebenso schnell meinem Gesichtswinkel entschwunden als er auftauchte.

Mir ging es wie so oft. In meiner Erinnerung stand fest: Ich kenne ihn. Aber über das Wieso und Woher konnte ich mir beim besten Willen nicht Rechenschaft geben. Und so setzte sich natürlich als erster Gedanke die Frage nach dem Puttkamerschen „Nicht-Gentleman“ bei mir fest.

Selbstverständlich hatte ich unter diesen Umständen gar kein Interesse, mir die angegebene Adresse zu merken, denn daß ich nicht hinging, stand längst bei mir fest.

„Na, Hoffmann, wollen Sie nicht mit?“ sagte Bebel, der in diesem Augenblick mit Vollmar, Wilhelm Werner und Adolf Geck vorbeiging und mich durch seine Anrede aus meinen Gedanken riß. Ich schloß mich an, und wir landeten auf einem Boulevard, wo wir an den auf den Bürgersteig gestellten Restaurationstischen Platz nahmen.

Wohl waren einige französische Genossen zur Stelle, aber mit den Arrangements besonders be-

treffs der Wohnungen haperte es stark. Schließlich machte sich unser Ritter Georg von Vollmar mit August Bebel auf den Weg, um Quartier zu machen, und hießen uns warten, bis sie wieder zurück wären.

Mit allerlei Betrachtungen, schlechten und guten Witzen über die schicken Französinen vertrieben wir uns die Zeit. Monsieur Garçon bekam viel zu tun, denn wir hatten von der langen Fahrt und Mutters gepfeffelter Futterkiste alle einen echten deutschen Durst mitgebracht und versuchten diesen mit einem vorzüglichen Bier, das in Kelchen aus-
geschenkt wurde, zu löschen.

Fritz Geyer probierte sein in Klein-Paris an der Pleiße erworbenes Französisch, um ein „deutsch-französisches Abkommen“ wegen eines gemeinsamen Kaffees zu treffen. Gutmütig lächelnd hörte der Garçon Fritz Geyer eine Weile an und sagte schließlich: „Sprechen Sie man ruhig deutsch, dann werden wir uns über Ihren gewünschten Leipziger Blümchen-Kaffee viel leichter verständigen, Herr Geyer.“

Fritz war natürlich ebenso platt wie ich vornm Bahnhof.

Da Geyer über das Warum und Woher gleich Feststellungen machte, ergab sich, daß der Garçon ein Badekellner aus Ostende war, drei Sprachen beherrsche und mehrere Winter im Wartesaal des Leipziger Bahnhofs serviert hatte. — — —

Die „deutsch-belgisch-französischen Beziehungen“, die Fritz Geyers diplomatisches und sprachliches Talent angeknüpft hatte — das er auch noch später in Speiserestaurants mit Damenbedienung erfolgreich probierte —, mußten bald abgebrochen werden, da Bebel mit Ritter Georg wieder auf der Bildfläche erschien und Quartierzettel verteilt wurden.

Ferdinand Ewald und ich gingen mit beiden in ein Hotel der Rue Pigalle, wo ich mit Ewald ein Bett teilen mußte, das aber so groß war, daß wir nach allen Richtungen der Windrose gleich bequem schlafen konnten. Weniger komfortabel waren die Toilettenverhältnisse. Als ich nach Geyerschem Muster diesen noch übertrumpfte und mich gleich französisch=englisch zu verständigen suchte, indem ich an die Bedienung die Frage richtete: „Garçon, Waterclosett?“, zeigte er nach einer Ecke des Hofes, in der ich mit dem besten Willen nichts anderes zu entdecken vermochte als eine Haus- und Hofmauer ohne Eingang. Mit beiden wußte ich für meine Bedürfnisse nichts anzufangen.

Auf nochmalige energische Vorstellungen, die von einem inneren Drange diktiert wurden, ging der Garçon selbst mit hinaus, trat auf einen runden Knopf, wodurch sich am Boden des Hofes eine Klappe auftat und ein tellergroßes Loch sichtbar wurde, auf welches der diensthabende Geist lachend hinwies.

Man erläßt mir wohl freundlichst die Schilderung meines verblüfften Gesichts und der ersten Versuche, den ungewöhnten Verhältnissen mich anzupassen. Verraten will ich nur, daß allerlei Übung dazu gehört, die richtige Form zu treffen. — — —

Heute, nach 38 Jahren, dürften diese Schwierigkeiten auch in Paris wohl endgültig überwunden sein. — — —

Im Hotel selbst fanden wir eine sehr liebevolle Aufnahme zu erträglichen Preisen.

Das eine will ich aber noch vorweg konstatieren. Es schien, als wenn sich alle Pariser verschworen hätten, die deutschen Hetzblätter Lügen zu strafen. Nicht einmal ein dummer Junge ist uns zunahe ge-

treten oder hat uns als Deutsche angerempelt. Obwohl wir unsere Nationalität weder verleugnen wollten noch konnten, hat man uns überall mit einer so ausgesuchten Liebenswürdigkeit behandelt, wie sie nur beim Pariser üblich ist.

Allerdings fehlte es auch an trüben Erfahrungen bei dem „Erbfeind“ nicht. Die kamen aber von ganz anderer Seite. — — —

Das Marxsche „Proletarier aller Länder vereinigt Euch“, das von der Bühne des Kongreßlokales als Richtlinie den Kongreßteilnehmern leuchtete, schien den Anarchisten, die damals ebenfalls sehr stark angegrückt waren, ein Dorn im Auge zu sein. Sie machten schließlich lebhaften Skandal und wollten das Bureau stürmen, um die „Arbeitverräter“ davonzujagen.

Die deutschen Sozialisten, durch das Ausnahmegesetz in Deutschland gestählt, stellten den Schutzwall vor das Präsidium. Zehn Mann stark bezogen wir die erste Wache. Als es nicht anders ging, setzten wir einige sich besonders rabiät benehmende Anarchisten vor die Tür. Wilhelm Werner trug einen heftig gestikulierenden Italiener buchstäblich auf den Armen aus dem Saal, worauf der Kongreß einen würdigen und ruhigen Verlauf nahm, an dessen Gelingen vor allen Dingen die Tochter Marx', Eleonore Aveling, ein großes Verdienst durch meisterhafte und objektive Uebersetzung in drei Sprachen sich erwarb.

Als an einem Tage Vollmar versuchte, Eleonore eine Erholungspause zu verschaffen, und für sie die Uebersetzung übernahm, wurde allgemein, besonders aber von den Deutschen, Eleonore stürmisch als Uebersetzerin wieder verlangt.

Vollmar vermengte in seiner Uebersetzung gleich

seine Ansicht mit den Ausführungen der Redner, während Eleonore rein und sachlich nur die Ansicht des Redners wiedergab.

Ueber den Kongreß selbst sind ein Protokoll und eine Reihe kritischer Schriften in deutscher Sprache erschienen, aus welchen diejenigen, die sich dafür interessieren, schöpfen können.

Schön gestalteten sich die freien Stunden, besonders aber die Abende. Der Kongreß fiel mit der Hundertjahrfeier der großen französischen Revolution von 1789 zusammen. An Straßenecken und Plätzen waren Musikpavillons mit Tanzplätzen errichtet. Täglich wurde ein- bis zweimal in möglichst naturgetreuer Nachahmung die „Erstürmung der Bastille“ vorgeführt.

Trotz aller kapitalistischen Ausbeutung und Rechtslosmachung des Proletariats auch hier in der „Freien Republik“ war doch alles in allem dieses Revolutionsfest von so natürlicher Freude und Herzlichkeit des Volkes getragen, wie sie deutsche Augen noch nie erblickt hatten. Wer z. B. dem Bankett, das den Delegierten des internationalen Sozialistenkongresses zu Ehren von der Stadt Paris im Hotel de Ville (Stadthaus) gegeben wurde, beigewohnt hat, mußte eine Ahnung von der Gewalt bekommen, mit der revolutionäre Ideen bei dem französischen Temperament alles in ihren Bann ziehen und mit sich fortreißen.

War schon die Marseillaise mit ihrem stürmenden französischen Tempo, die alles begeisternde Internationale, von der Kapelle und den Sängern der Großen Oper zu Gehör gebracht, überwältigend, so riß der wilde und alles in seinen Bann ziehende Tanz der Carmagnole alles mit sich fort. Selbst Minister und der Präsident der Republik, die auf

dem Feste erschienen, wurden gepackt und mußten nolens volens mittanzen. — — —

Tausende, die auf dem Platz vor dem Hotel de Ville standen, stimmten ein und tanzten gleichfalls. Täglich konnte man an allen Straßen und Plätzen mit Musikpavillon diesen leidenschaftlichsten aller Tänze beobachten. Und als der größte Teil der deutschen Delegierten eines Abends in einem offenen Café an einem solchen Platz saßen, kamen selbst diese so in Begeisterung, daß sie in einer Musikpause die Audorffsche Arbeitermarseillaise anstimmten. Bei den ersten deutschen Lauten stutzte die Masse, was sich aber bald in Beifall auflöste. Das machte uns dreister, wir ließen „Wer schafft das Gold zu Tage“ und die „Petroleure“ folgen und wurden bald gewahr, daß in der Masse sich Leute befanden, die deutsch konnten und den Hörern den Text erklärten, so daß wir sogar verwegen das „Arbeiter, all erwacht“ nach der Melodie „Heil dir im Siegerkranz“ ertönen ließen. Am Schlusse sangen wir das Arbeiterfeldgeschrei: „Es tönt ein Ruf von Land zu Land.“ auf die Melodie „Die Wacht am Rhein“.

Bei dieser Melodie wurde die Masse unruhig, so daß ein französischer Genosse, der bei uns war, auf einen Tisch stieg und der Kopf an Kopf gedrängten Volksmenge erklärte, was die deutschen Sozialisten soeben gesungen hätten, worauf stürmisch Wiederholung verlangt wurde, die unter nicht endenwollenem Beifall gegeben wurde.

Wie mögen die deutschen „Achtgroschenjungens“ Puttkamerscher Observanz betrübt von dannen gezogen sein, als auch hier in einem, wie wir später erfuhren, ganz nationalistischen Revanche-Café ihr Weizen nicht blühen wollte.

Wie viele von den „Nicht-Gentlemen“ in Paris zur

Ueberwachung (oder zum Schutze?) der deutschen Delegierten anwesend waren, geht am besten aus der Warnung hervor, die Genosse Bebel vor Eintritt in die Tagesordnung am 14. Juli auf dem Kongreß gegen dieselben aussprach, da sie sich an die deutschen Delegierten heranmachten, um sie zu Dingen zu verleiten, die dann in Deutschland Nachspiele vor Gericht haben würden, um so noch Material für die in Frage gestellte Verlängerung des Sozialistengesetzes zu schaffen. — — —

Nach solchem Material durchsuchte man auch uns drei, Legien, Emma Ihrer und mich, als wir auf der Rückreise in Aachen ankamen. Hier nahm uns die politische Polizei in Empfang und unterzog uns einer gründlichen Revision, allerdings mit negativem Erfolg für die Behörde.

Die für die deutsche Arbeiterschaft „gefährlichen“ Dinge trugen wir nicht in den Koffern, sondern in den Herzen und Köpfen, und das war der unvergängliche *Maigedanke*.

Wir merkten aber an der Durchsuchung sofort, daß wir wieder preußisch-deutsche Luft atmeten und uns nicht mehr in den Händen des „Erbfeindes“ befanden.

In Naumburg an der Saale gab es später noch ein echt preußisches Nachspiel.

Als der 1. Mai 1890, der vom Kongreß als *Weltfeiertag* zur Propagandierung der Achtstundensforderung und der Friedensidee eingesetzt war, festlich begangen werden sollte, wurde die Veranstaltung nicht nur auf Grund des in den Todeszügen liegenden Sozialistengesetzes verboten, sondern ich selbst wurde im Garten des „Schwarzen Adlers“, wo ich, statt die projektierte Festrede zu halten, friedlich ein Schnitzel verzehrte, vom Polizeikommissar Merz und

sechs Polizisten verhaftet und nach dem Marktplatz zum Rathaus abtransportiert, natürlich unter Begleitung der großen Masse der erschienenen Festteilnehmer. Die Menge hielt den Marktplatz besetzt und verlangte meine Freigabe, was die Festnahme weiterer Genossen, Männer und Frauen, herbeiführte.

Erst nach Mitternacht, als die Menge sich verlaufen hatte, wurden wir freigegeben, ich aber nur unter der Bedingung, daß ich zum Bahnhof transportiert und von dort aus mit einem nur noch nach Weißenfels fahrenden Güterzug zur Sicherheit der Stadt pensionierten Exzellenzen abgeschoben wurde.

Als ich in Weißenfels auf dem noch nicht beendeten Maifest die Naumburger Polizeiheldentaten zum besten gab, lösten sie natürlich schallendes Gelächter aus, was aber der Naumburger Polizei noch nicht genügte.

Sie wollte den Ruhm genießen, den letzten Sozialistenprozeß zu haben, der lange nach dem Fall des Ausnahmegesetzes sich vor dem Naumburger Landgericht abspielte und für die Behörde eine solche Blamage brachte, daß Wilhelm Liebknecht, der von Leipzig herübergekommen war, um diesem Monstrumprozeß mit 13 Angeklagten beizuwohnen, uns nach Urteilsverkündung zu unserer Freisprechung mit den Worten beglückwünschte: „*Einen solchen Reifall hat sich noch keine Polizei zugezogen. Man müßte das Urteil als Leichenstein dem bei Lebzeiten schon zur Verwesung übergegangenen Kadaver des Sozialistengesetzes aufs Grab legen.*“

Jedem aber von den 81 deutschen Genossen und Genossinnen, soweit sie noch unter den Lebenden sich befinden, die 1889 die „*Reise zum Erbfeind*“ „riskiert“ haben, wird sie bis ans Lebensende die schönste Erinnerung bleiben.

9 Fahnenweihen und kein Ende

Diese Worte hört man oft aus dem Munde der besten Genossen. Und wenn man die Feste des Reichsbanners und auch der sozialdemokratischen Bezirke, Abteilungen und Kreise verfolgt, so könnte man wirklich zu der Frage kommen, ob des Guten nicht zu viel getan wird.

Dem „Reichsbanner“ wird man zugute halten müssen, daß es ein Gegengewicht gegen die monarchistischen Stahlhelme und monarchistisch-militaristischen Organisationen schaffen wollte und den schwarzweißbroten Provokateuren durch die Reichsbannerfarben Schwarz-Rot-Gold ein Paroli bieten will.

Aber — sagt ein Teil der Genossen — muß denn die Sozialdemokratie das nachmachen? Während der andere Teil sagt: Hierdurch kommt wenigstens die rote Farbe zur Geltung, die sonst ganz verdrängt wird.

Jede der verschiedenen Ansichten hat gute Argumente für sich. Im vorigen Jahrhundert, als wir noch nicht die rote Fahne ungestraft entfalten konnten, wurde von manchem Genossen gesagt: „Zu was brauchen wir eine Fahne? Geistige Waffen, aufklärende Schriften brauchen wir nötiger als alles andere. Wenn einst die Revolution kommt, und wir marschieren, nehmen wir eine Stange, hängen eine zersprengte Kette daran und stecken ein Viergroschenbrot darauf. Das versinnbildlicht unseren Kampf für Freiheit und Brot.“

Aus dem Zeitzer Kreis weiß ich mich eines Falles zu entsinnen, wo mit dieser Begründung eine Fahne

zu Geld gemacht wurde und dafür Bücher gekauft wurden. Allerdings war das nicht eine rote Fahne, sondern eine Kriegervereinsfahne, und das kam so:

Bei den Karnevalswahlen im Februar 1887 wurden in einem Bergarbeiterdorf für den kriegsbegeisterten bürgerlichen Sammelkandidaten einige fünfzig Stimmen weniger abgegeben als der Kriegerverein Mitglieder zählte, während der Sozialdemokrat Hoffmann die übergroße Mehrheit im Dorfe überhaupt erhielt.

Darob großes Entsetzen. Landrat und Regierungspräsident wurden in Bewegung gesetzt, der Kriegerverein von ihnen aufgefordert, alle Mitglieder, welche sozialdemokratisch gestimmt hätten, auszuschließen.

Der Vorstand antwortete: „Da die Ausübung des Reichstagswahlrechts nach dem Gesetz geheim wäre, könne der Verein den Wunsch der Behörde nicht erfüllen.“

Nunmehr wurde der Verein aufgefordert, die Sozialdemokraten auszuschließen. Die Antwort war kurz und bündig: „Unmöglich, da in der soeben abgehaltenen Versammlung sich alle Mitglieder zur Sozialdemokratischen Partei bekannt haben.“

Darauf ging dem Vorstand eine Verfügung zu, nach welcher den Mitgliedern des Vereins das Tragen der Waffen und Entfalten der Fahne untersagt wurde. Ueber die Auflösung, hieß es in dem Schriftstück, entscheidet die Reichsbehörde.

Der Vorstand teilte darauf der Behörde mit, daß ihre Verfügung zu spät eingetroffen wäre. „Wir haben die Gewehre bereits verkauft und für den Erlös geistige Waffen angeschafft. An unserem ehemaligen Waffenschrank ist die Inschrift übermalt und es steht jetzt daran: ‚Bibliothek des Arbeiter-Bildungsvereins‘. Wegen der Fahne stehen wir

bereits mit einem Färber in Verhandlung, um sie färben zu lassen.“

Eine Antwort hat der Vorstand des neuen Arbeiter-Bildungsvereins nie erhalten.

Die Unterhandlungen mit dem Färber zerschlugen sich, besonders wohl darum, weil es damals keine Möglichkeit gab, rote Fahnen offiziell zu weihen und zu entfalten. Schließlich hat man die Kriegervereinsfahne an die sieben Mann, die in der ausschlaggebenden Versammlung nicht erschienen waren, den Kriegerverein aber weiterführen wollten, verkauft, und dafür weitere Bücher angeschafft.

Zweckentsprechender hat wohl kaum je ein Kriegerverein in Deutschland sich umgewandelt.

Während des Sozialistengesetzes kam es allerdings öfter vor, daß die rote Fahne gegen den Willen der Behörde lustig im Winde flatterte. Es gab fast keinen sozialdemokratischen Gedenktag, an dem nicht an vielen Ecken und Enden des „teuren“ Vaterlandes rote Fahnen „Zum Trotz der Tyrannei“ flatterten, bei dem Bürgertum helles Entsetzen, bei der Polizei aufregende Tätigkeit und bei den Arbeitern verengühtes Schmunzeln und vielsagendes Augenzwinkern hervorrufend.

In Halle a. d. S. hatte man zu Lassalles Geburtstag zwischen Giebichenstein und Trotha mitten über die Saale ein rotes Banner gehängt. Mehr denn hundert Meter über dem Wasserspiegel. Alles war baff. „Wie sind die Teufelskerle da hinaufgekommen?“ fragten erstaunt Polizei und Spießer.

Sehr einfach. Ueber die Saale ging von der Burg Giebichenstein nach dem jenseits der Saale bei Trotha gelegenen Feldberg ein Telegraphendraht. Auf diesen setzten wir in der Burg eine eiserne Rolle mit einem Haken, hängten daran das Banner, gaben

der Geschichte einen Stoß und — das Schwergewicht des Drahtes, das diesen mitten über der Saale senkte, tat das seine. Das Banner rollte sogar ein Stückchen weiter, kehrte dann langsam bis zur Mitte zurück und blieb dort hängen.

Als es Tag wurde, sammelten sich die zu den Fabriken wandernden Arbeiter; natürlich auch sehr bald die Behörde. Lange stand diese ratlos da. Als aber die Arbeiter auf der Cröllwitzer Pontonbrücke sich immer mehr ansammelten und gar noch die Mar-seillaise anstimmten, holte man schleunigst einen Feuerwerker herbei, der mit Raketen und daran befestigtem Bindfaden nach vielen vergeblichen Versuchen Bannerstab und Hakenrolle durchschob und dann an diesem Bindfaden die Fahne nach dem Feldberg hinüberzog.

Von jetzt ab stand in den kritischen Nächten an beiden Telegraphenstangen je ein Gendarm, um den „Umsturz des Staates“ zu verhindern.

An Max Kaisers Geburtstag, der in dem polizeilichen Erinnerungskalender für sozialistische Feste noch nicht vermerkt war, flatterte wieder ein „auf-rührerisches“ Banner an derselben Stelle über der Saale. Diesmal war es das der Internationale, welches bei unzähligen Haussuchungen in Leipzig gesucht, aber nicht gefunden wurde.

Der abermalige Versuch mit dem Feuerwerker mißlang diesmal vollkommen. Wir hatten auch gelernt. Statt der zwei Schnüre von der Rolle nach den Enden der Bannerstange war in der Mitte der Stange ein mit Scharnier beweglicher starker Draht angebracht. Und wenn der Feuerwerker seine Schnur endlich über dem Banner hatte und anzog, bewegte sich die Stange wie der Wiegebalken an einer Waage und die Schnur rutschte ab.

Es blieb nichts übrig, als sich an die Postdirektion in Halle zu wenden, um die Erlaubnis zu erhalten, den Draht abzuschneiden. Der Postdirektor war zufällig zu einer Konferenz in Magdeburg, und bevor von dort die Erlaubnis eingeholt war, standen nicht nur auf der Brücke, sondern an beiden Ufern die Arbeiter der Cröllwitzer Fabriken und halb Giebichenstein. Auch halb Halle war auf den Beinen, um das neueste Lebenszeichen der von Bismarck durch das Sozialistengesetz getöteten Sozialdemokratie zu bewundern.

Beim Abschneiden des Drahtes fiel das Banner herunter. Als die Polizei an der Uferstelle erschien, wo ein Saaleschiffer mit seinem Anhängerkahn dieselbe herausgefischt hatte, erklärte derselbe, die haben eben schon zwei Mann abgeholt. „Ich habe geglaubt, das sind Geheeme.“

Von nun an wurde Burg Giebichenstein nachts durch bissige Hunde und der Feldberg durch einen Gendarmen gesichert.

Aber die Roten waren erfinderisch!

Am 1. Mai 1890 war in Halle und Umgebung keine aufrührerische Fahne zu sehen, wie dem politischen Kommissar berichtet wurde.

Doch was war das? — —

Nachmittags gegen zwei Uhr, als ein Massenspaziergang der feiernden Arbeiter stattfand, schwebte ein langes rotes Banner mit der Goldinschrift „Trotz alledem und alledem“ über dem Marktplatz, von leisem Luftzug langsam getragen. Darüber war ein langer, aus roten Kinderballons gebildeter senkrechter Streifen. An diesem hingen die Ballons, deren Tragfähigkeit genau auskalkuliert war, und unten daran das lange Banner, an dessen unteren

Ecken Angelhaken mit langen Seidenfäden befestigt waren.

Und richtig! Auch die Kalkulation stimmte. In der Nähe der Promenade beim Geistor angelte sich einer derselben an einer Telegraphenleitung fest und die Fahne blieb hängen. Flintenschüsse, auf die Ballons gerichtet, trafen tief, tief unten den Seidenfaden, das Banner flog weiter ins Land hinaus, und niemand hat erfahren, wo es gelandet ist. Da es aus leichtem roten Tarlatan war, auf dem man die Buchstaben aus Goldpapier aufgeklebt hatte, war der Verlust für die Veranstalter so gering wie der Gewinn für den Finder.

Manches revolutionäre Sturmzeichen wurde von der heiligen Hermandad in der Gestalt einer roten Fahne mit Hilfe von Dackdeckern, Schornsteinfegern, und wo solche sich weigerten, was nicht selten vorkam, von der Feuerwehr von hohen Pappeln, Schornsteinen und Türmen heruntergeholt oder auch, wie einmal im roten „Königreich“ Sachsen, erobert.

Gesinnungsfreunde hatten einen Ausflug unternommen. Die Polizei hatte den „Umsturz“ gewittert und schickte Spitzel und Gendarmen nach. Aber als man die Vaterlandsverräter endlich fand, waren sie bereits unter fröhlichem Gesang des Liedes „Der Staat ist in Gefahr“ auf dem Heimwege.

Ein jüngerer, etwas übermütiger Genosse hatte an seinen Stock ein buntes Taschtuch gebunden, war auf die Schulter eines anderen geklettert, und so zog man singend seine Straße.

Da hielten die Staatsstützen den Augenblick für gekommen, den Staat zu retten. Sie umzingelten den Feind, nahmen ihn gefangen; die Fahne wurde heldenmütig erobert und allen der Prozeß gemacht wegen

Tragens republikanischer Abzeichen. So etwas war in Sachsen noch besonders verboten.

Im Gerichtsaal wurde das Corpus delicti vor den Augen der Richter ausgebreitet und — o, Entsetzen! — der Gesichtsvorsprungs-Reinigungslappen erstrahlte im schönsten *Schwarzweißbrot*. Zunächst waren es keine besonders intelligenten Gesichter, die Amtsanwalt, Gerichtsvorsitzender und Beisitzender machten. Das Publikum im Zuschauerraum lachte, aber — ein königlich sächsischer Amtsgerichtsrat läßt sich nicht verblüffen. Ernst runzelte er die Stirn, rollte die Augen nach dem Zuschauerraum und drohte, denselben räumen zu lassen, wenn man sich vor Gericht noch einmal so despektierlich benehmen würde.

Der Gerichtshof zog sich zur Urteilsberatung zurück, die sehr lange dauerte. Und — dann kam die Urteilsverkündung.

Der Vorsitzende strahlte wie Salomon der Weise, aber er hatte auch recht. Kein Mensch im Gerichtsaal hätte an ein Urteil gedacht, wie er es jetzt verkündete. Es war wirklich ein salomonisches.

„Den Angeklagten ist bewiesen, die im Königreich Sachsen verbotene Entfaltung einer revolutionären roten Fahne vorgenommen zu haben, und sie sind daher zu verurteilen. Wohl sei, wie der Augenschein lehre, das Corpus delicti schwarzweißbrot, aber — höre Salomon!! — *die rote Farbe sei vorherrschend* und daher sei im Namen des Königs für Recht erkannt . . .“ Na, usw.

Der alte Wilhelm Liebknecht, den gewiß so leicht nichts mehr aufregte, und der manches erlebt hatte, gab diese Verhandlung und das Urteil als Broschüre heraus, der eine farbige Abbildung dieses Taschentuches in natürlicher Größe beigegeben war. Diese Schrift wurde viel gekauft und belacht. Für die

Partei brachte sie einen hübschen Batzen Geld, den wir damals sehr gut brauchen konnten.

Man sieht aus allem, daß die Fahne auch schon in unserer Kampf- und Sturmpériode eine nicht untergeordnete Rolle spielte. Galt es doch, die Massen auf die Idee der Menschenerlösung aufmerksam zu machen und zu zeigen, daß Gewalt die Freiheit nicht dauernd unterdrücken kann.

In Paris im Jahre 1889 zur Hundertjahrfeier der Revolution fand ein internationaler Parteitag der Sozialdemokratie statt. Hier sahen wir zum erstenmal neben der französischen Trikolore auf den Straßen und Plätzen die rote Fahne wehen, was auf uns Deutsche natürlich einen großen Eindruck machte.

Ganz besonders aber wirkte die rote Fahne auf mich, als ich meine erste Agitationstour durch Belgien machte und in den Orten, in denen ich sprach, von den Organisationen mit Musikkapelle und fliegenden roten Fahnen vom Bahnhof abgeholt und im Triumphzuge durch die Straßen zum Versammlungslokal geführt wurde. Große Plakate und Transparente im Zuge kündeten den Vortrag an.

Die Organisation hatte schon vorher einen großen Umzug durch den Ort gemacht, und alle, welche den Redner mit abholen wollten, schlossen sich an. Vom Bahnhof bis zum Versammlungslokal schwoll der Zug immer mehr an. Meist konnten die größten Säle die Teilnehmer nicht fassen.

Im Halbkreise um das Rednerpult standen die Bannerträger mit den roten Fahnen.

Jede, auch die kleinste Organisation, hatte ihre Fahne, und manche derselben war arg mitgenommen von den harten und blutigen Kämpfen, die in mehreren Gegenden Belgiens, besonders von den

Berg- und Hüttenarbeitern bei Streiks gegen ein rücksichtsloses Ausbeutertum durchgefochten waren.

Die Fahne war das Heiligtum der Organisation, und wem sie anvertraut wurde, der fühlte sich höher geehrt als der mit dem Vorsitz oder der Kasse Bedachte.

Viele alte Fahnen hatten ihre eigene Geschichte, und mehrmals wurde mir ein Buch zur Unterschrift vorgelegt, in welchem der Bannerträger die Erlebnisse jedesmal eingetragen hatte.

Wer den Stolz der oft alten Knasterbärte gesehen hat, muß sagen, es ist doch etwas Eigenes um solche Fahne als sichtbares Zeichen des Kampfes für die Befreiung der geknechteten Menschheit.

Wenn das aber wahr ist und bleibt, dann ist die rote Fahne nicht ein überflüssiges Möbel, sondern ein Symbol der Freiheit und des gemeinsamen Willens dazu.

Einst und jetzt

10

Sicher haben diejenigen recht, die so oft behaupten, daß beim Zusammenbruch der kaiserlichen Herrlichkeiten manches versäumt ist, was anders gestaltet werden konnte, wenn — fester zugepackt worden wäre. Ganz besonders haben sie recht, wenn die, die jetzt am lautesten über „Verrat“ schimpfen, mit zugefaßt hätten, sofern sie damals politisch schon aktionsfähig gewesen wären.

Aber immerhin, stellte das Schicksal das deutsche Proletariat noch einmal vor dieselbe Aufgabe, würde es sicher manches besser machen.

Nicht zuletzt dadurch, weil die neue Zeit einen großen Teil Proletarier in Aufgaben hineingezwungen hat, die sie in der alten Zeit mit sehr, sehr wenigen Ausnahmen sich nicht getraut hätten, zu übernehmen.

Man kann zu dem einzelnen und seinen Taten stehen, wie man will. Ich nenne nur die Namen Ebert, Lenin, Severing, Trotzki. Sie haben sich in Dinge hineingearbeitet und Leistungen vollbracht, die, ohne daß man sie vom einzelnen Parteistandpunkt aus wertet, uns allen und wohl jedem einzelnen unmöglich erschienen wären.

Ist das nicht erklärlich?

Der aufsteigende vierte Stand wurde absichtlich von allem zurückgehalten. Das Dreiklassenwahlrecht in Staat und Gemeinden versperrte demselben die ihm zukommende ausschlaggebende Macht in diesem Parlament.

Die Verwaltungen, Ausführungsbehörden, waren aber hermetisch abgeschlossen für alle, die nur im

leisesten Verdacht der nichtkonservativen Gesinnung standen. Man erinnere sich der wütenden Angriffe der Junker gegen die Minister, die einmal, sicher aus Versehen, einen Nationalliberalen als Landrat, einen Freisinnigen als Schulrektor passieren ließen und nun gar einen Proleten?

War es doch noch der Reichskanzler Bülow, der erklärte: „Es ist Pflicht der Regierung, darauf zu achten, daß auch der Letzte der Beamten die Politik der Staatsgewalt vertritt.“

So kam es, daß ein Sozialdemokrat im Hohenzollernschen Ordnungsstaat nicht einmal Nachtwächter auf irgendeinem obskuren Junkerdorfe werden konnte.

Als man daher 1918 den „Proleten“ den politischen Trümmerhaufen, der von der ganzen Herrlichkeit übriggeblieben war, zum Ordnen überließ, während man wirtschaftlich alles abgedreht hatte, standen wir vor einer Riesenaufgabe, wie sie die Geschichte noch keinem Volke gestellt hat, mit gänzlich ungeschulten oder nur wenig geschulten Kräften. Und mancher, der ablehnte, einen Posten zu übernehmen, tat es wohl nicht zum kleinen Teil aus Furcht, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein, die viele dann hinter radikalen Phrasen verbargen, da ja Schimpfen und Kritisieren leichter war als mit zuzufassen, auch unter der Gefahr, einmal auf dem völlig neuen Gebiet einen Fehltritt oder Fehlgriff zu tun.

Warum war es so?

Kleine Ursachen, große Wirkungen!

Nachdem es nach der Puttkamerschen Auflösung des Berliner Stadtparlaments 1883 der Sozialdemokratie gelungen war, in den Karpfenteich rote Hechte hineinzusetzen, war es vom ersten Tage an unter Paul Singers Führung das Bestreben der sozialdemo-

kratischen Fraktion, in die Bezirks-, Armen-, Waisen- und Schulkommissionen usw. Genossen hineinzu- bringen. Aber nicht nur im Magistrat und in der Stadtverordnetenversammlung stieß man auf härtesten Widerstand, sondern besonders in den Bezirken selbst.

Wir waren an Kampf und zähe Ausdauer gewöhnt. Und so hätte uns dieser Widerstand nur noch mehr angefeuert. Jedoch der größte Feind der Versuche war, daß die sozialdemokratischen Stadtverordneten in den Genossenkreisen nicht die nötige Unterstützung fanden.

Nicht aus bösem Willen oder Opposition, sondern weil es den „recherchierenden Stadtverordneten“, die für Neubesetzung der Bezirkskommissionen das Vorschlagsrecht hatten, äußerst schwer fiel, Genossen zu finden, die sich bereit erklärten, ein solches Amt zu übernehmen, weil — „sie davon keine Ahnung hätten“.

Wie viele Besuche, Reden und Erklärungen waren notwendig, selbst bei intelligenten Genossen, ehe man ihnen begreiflich gemacht hatte, daß sie in das betreffende Amt etwas mitbrächten, was die meisten bürgerlichen Mitglieder nicht besitzen können, nämlich zu wissen, wo dem arbeitenden Volk, den Notleidenden der Schuh drückt. Und daß die Interessen dieser leidenden Mitmenschen besser gewahrt werden, wenn ein Arbeiter zur Recherche zu ihnen kommt und ihre Wünsche in der Kommission zu vertreten in der Lage ist.

Die meisten von denen, die sich dann „breitschlagen“ ließen, ein solches Amt zu übernehmen, waren sehr bald infolge ihrer natürlichen Begabung und Sachkenntnis in der Lage, grundlegende Änderungen in das bisherige System zu bringen.

Doch selbst, wenn wir endlich einen solchen Genossen erwischte hatten, so hatte er das Amt noch nicht.

Da war noch ein Ausschuß der Stadtverordnetenversammlung für „unbesoldete Gemeindebeamte“. Und da in den Stadtbezirken der Sozialdemokraten fast überall noch ein bürgerlicher Stadtverordneter Mitrecherierender war, mußten in diesem Ausschuß recht oft schwere Kämpfe ausgefochten werden, um den gefürchteten Roten in die betreffende Kommission hineinzubekommen.

Das zu verhindern, hatten die Bürgerlichen alle Ursache. Die Fortschritts- wie die spätere Freisinnige Partei hatten in Berlin nur Rudimente von Organisationen und dominierten doch in allen Stadtverordneten-Wahlbezirken, weil die Bezirkskommissionen ihre Wahlbureaus waren. Und deshalb wollten sie keinen anders Gesinnten dazwischen haben.

In helle Aufregung aber gerieten diese Karpfenteiche, als es im neuen Jahrhundert endlich gelungen war, durchzusetzen, daß in den Armenkommissionen Frauen zugelassen werden sollten.

Leider war es, wie aus Vorhergesagtem erklärlich, damals noch schwieriger, Frauen für ein derartiges Amt zu gewinnen. Schreiber dieses hatte damals zwei Recherchenbezirke. Den einen in der Blumenstraße, wo er wohnte, den andern vorm Königstor.

In letzterem wurde eine Stelle frei. Nachdem ich lange vergebens nach einer Genossin gesucht hatte, ohne sie zu finden, aber gar zu gern den Versuchsballon steigen lassen wollte, indem ich für diese Stelle eine Frau vorschlug, machte mich ein Genosse des Bezirks darauf aufmerksam, daß die Frau eines Magistratssekretärs, der im Bezirk wohne, bereit

wäre, das Amt anzunehmen. Nach Rücksprache mit derselben schlug ich sie vor, aber — die Armenkommission explodierte in des Wortes verwegenster Bedeutung, obwohl die Frau keine Sozialdemokratin war. Sämtliche Kommissionsmitglieder schickten einen geharnischten Protest mit der Erklärung, daß sie ohne Ausnahme ihre Aemter niederlegen, „wenn man ihnen ein Weib aufzwänge“.

Der Ausschuß für Unbesoldete wollte vermitteln, holte sich aber von beiden Seiten eine Abfuhr.

Zur nächsten Sitzung der Bezirks-Armenkommission fuhr ich mit Stadtrat Dr. Münsterberg, dem damaligen Höchstgewaltigen der Armendirektion, in das Tagungslokal zum „Landvogt“.

Bis in die sinkende Nacht ging der Kampf. Die Kommission blieb dabei, die Aemter niederzulegen, wenn Hoffmann den Vorschlag nicht zurücknehme. Sogar ein Genosse, der einzige in dieser Kommission, hatte sich von der Entrüstung mitreißen lassen.

Was wurden für Argumente gegen die Frau angeführt?

Es kämen Dinge zur Sprache und wären Recherchen vorzunehmen, die man einer Frau nicht zumuten könne.

Ich wies auf einen Fall gerade in diesem Bezirk hin, in welchem ich als recherchierender Stadtverordneter eine Nachrecherche bei einer schwer unterleibsleidenden Frau vornehmen mußte, die über diese zweite Recherche so erregt wurde, daß sie das Deckbett von ihrem Körper warf und ihr entsetzliches Leiden vor meinen Augen vollständig bloßlegte.

Ich fragte die Kommission, ob da nicht eine Frau besser am Platze gewesen wäre.

Alles ohne Erfolg.

Schließlich erklärte der Armenvorsteher der Kommission: „Ja, nach den Sitzungen bleiben wir immer noch gemütlich zusammen. Und da wird mancher Witz erzählt, der für ein Weib nicht paßt.“

„Ach so,“ entgegnete ich, „Sie haben nachher noch einen Schweinigel-Klub. Dann sage ich Ihnen: Bleibt die Frau nach den Sitzungen noch da und hört sich diese Witze mit an, dann paßt sie in ihren Streifen. Sonst geht sie bei Schluß der Sitzung nach Hause.“

Selbst dem Vorsitzenden der Armendirektion war das zu starker Tabak. Dr. Münsterberg entschied: „Es bleibt dabei. Die Frau ist Mitglied. Tun Sie, meine Herren, was Sie nicht lassen können.“

Alle legten ihre Aemter nieder bis auf den Sozialdemokraten, der seinen Austritt zurücknahm.

Die Aemter wurden sämtlich mit Sozialdemokraten neu besetzt.

Einen zweiten Fall möchte ich aus meinem andern recherchierenden Bezirk berichten, der von weittragender Bedeutung war. Auch in dem Bezirk in der Blumenstraße hatte ich eine Reihe Genossen in die Armenkommission hineingebracht, die sich bereit erklärten, das Amt anzunehmen. Auch hier legte ein großer Teil der bürgerlichen Mitglieder seine Aemter nieder. Ich ersetzte sie alle durch Genossinnen und Genossen, und so bekamen wir durch den Streik der Bürgerlichen die Mehrheit. Und bei der Neuwahl des Armenvorstehers wählte die Kommission die erste Frau zur Armenvorsteherin. Das war die erste Armenvorsteherin Deutschlands.

Natürlich schlug diese Tat wie der Blitz ein. — Aber alles half nichts. Sie ward bestätigt und machte ihre Sache so vorzüglich, daß bei der nächsten Neuwahl ihr bürgerlicher Vorgänger, der inzwischen als

Mitglied zurückgekehrt war, sie selbst zur Wiederwahl mit den anerkanntesten Worten vorschlug, „da er keinen Anstand nehme, zu erklären, er glaube nicht, daß ein Mann das leisten könne, was diese Frau als Armenvorsteherin gearbeitet hat“.

Noch heute ist die Genossin mit gleicher Kraft in der Wohlfahrtspflege, die dank der Sozialdemokratie aus der Armenpflege geworden ist, tätig und steht auch als Bezirksverordnete in Berlin-Mitte „noch ihren Mann“.

Mögen die Genossinnen und Genossen an dieser Tatsache sich ein Beispiel nehmen und zugleich bedenken, je mehr sich zu solchen Aemtern zur Verfügung stellen, je mehr bekommen wir Einblick und Fähigkeiten für das Getriebe der Verwaltung und je leichter wird es gegebenenfalls, die bürgerliche Gesellschaft abzulösen. Das ist nicht durch Nurkritik möglich, sondern hier heißt es, praktisch auch die Tat walten zu lassen. Was jetzt doch schon etwas leichter ist als einst. □

Die „Palme“

„So du die Palme des Lebens errungen hast . . .“ heißt es irgendwo in der Bibel. Ich weiß nicht, ob es ein Bibelgläubiger war, der dem städtischen Obdach in Berlin, früher Friedenstraße, jetzt Fröbelstraße, den Namen „Palme“ verliehen hat. Jedenfalls hat der, der ihm diesen Namen gab, es für einen Vorzug gehalten, dort Aufnahme zu finden.

Besonders in stürmischen Herbst- und Winter-
nächten ist das für die Aermsten der Armen ein Glück, wenn es ihnen gelingt, dort Einlaß zu finden.

In den zirka 20 Jahren, die ich als Stadtverordneter Mitglied des Obdachkuratoriums zu sein die Ehre hatte, habe ich bei den zu jeder Nachtzeit plötzlich mit meinen Kollegen Augustin und Dr. Alfred Bernstein vorgenommenen Revisionen Hunderte gefunden, die wegen Ueberfüllung auf den Korridoren gelagert wurden und noch froh waren, so wenigstens den Stiel der „Palme“ errungen zu haben, da doppelt und dreifach soviel in den Tagen, wo strenge Kälte, Regen und Stürme unmöglich machten, in Winkeln unterzuschlüpfen, abgewiesen werden mußten.

Wie oft hörte man selbst im Kuratorium die Worte, die von wenig sozialem Verständnis zeugten und keine christliche Menschenliebe atmeten: „Faulenzer und Nichtsteuer würden damit großgezogen.“ Das geschah besonders, wenn die Sozialdemokraten Erweiterung des Obdachs und andere Zustände forderten.

Für Menschen, die alles entbehren müssen, haben die Paragraphen des Strafgesetzbuches allen

Schrecken verloren, da diese Paragraphen mit etwas drohen, was ja diesen Menschen fehlt, nämlich Obdach und Nahrung. Schon allein aus dieser Ueberlegung heraus müßte alles getan werden, Obdachlosen nicht nur die Möglichkeit der Unterkunft zu geben, sondern auch alles vermieden werden, sie von Benutzung solcher Unterkünfte durch rigorose Behandlung, Hausordnung, Arbeitsbestimmungen usw. abzuschrecken.

Ich gebe ohne weiteres zu, daß dieses Empfinden bei mir vielleicht besonders entwickelt war, weil ich, den Kinderjahren kaum entwachsen, am eigenen Leibe erfahren mußte, was es heißt, obdachlos zu werden.

Noch nicht 17 Jahre alt, wurde ich eines Vormittags 11 Uhr, hungrig, ohne einen Pfennig Geld, ohne zu wissen wohin, als geheilt aus dem Krankenhaus entlassen.

Da stand ich nun arbeits-, obdach- und völlig „subsistenzlos“ in den Straßen der Großstadt.

Am ersten Abend landete ich auf einer Bank im Friedrichshain. Ein anderer Obdachloser, der sich zu mir gesellte, lud mich ein, mitzugehen nach den Baracken der Obdachlosen in der Friedenstraße, wo in der Nähe der Palisadenstraße, gegenüber den Friedhöfen, die schwarz und düster dreinschauenden alten Pockenbaracken standen. Ich verspürte keine Neigung dazu. Als uns, nachdem wir beide eingeschlafen waren, ein Parkwächter aufjagte, trottete ich mit. Vor dem Zauneingang angelangt, lockte mich mein Leidenskollege nochmals mit den ermunternden Worten: „Wenn de keine Angst vor Lause hast, dann komm!“

Aber gerade davor und vor den Gestalten, die da

hineinwankten, sowie vor den düsteren Baracken hatte ich Angst und blieb draußen.

Die ganze Nacht wanderte ich hungernd und frierend durch die Straßen Berlins. Als die Sonne ihre warmen Strahlen auch mir mitleidig zuteil werden ließ, saß ich schlafend auf dem Grabhügel meiner Pflegemutter auf dem neuen Prenzlauer Friedhof.

Sehr lange muß ich geschlafen haben, als der Totengräber mich weckte und vom Friedhof verwies.

Nachmittags zwang mich der Hunger zum ersten Bettelversuch bei einem Bäckermeister in der Fehrbelliner Straße. Er wurde mit einer alten Schrippe gelohnt, zu der als Zubrot die Worte kamen: „Ein so junger Bursche sollte sich schämen zu betteln.“

Einige Häuser davon „verknackte“ ich im wahrsten Sinne des Wortes in einem Torwege die alte Schrippe, bei der ich gewahr wurde, daß Tränen salzig sind und so wenigstens als Gewürz brauchbar sein können.

Die zweite Nacht verbrachte ich an dem zwischen dem alten Dom und der Brücke stehenden Maschinenhause der Springbrunnen des Lustgartens und zwar in dem mit Zinkblech ausgelegten kleinen Raum zwischen Maschinenhaus und Schornstein. Dort war es schön warm.

Am Potsdamer Bahnhof erhielt ich von einem Reisenden, dem ich half, einen Koffer zum Omnibus zu tragen, zehn Pfennige, die ich in vier Schrippen anlegte und so wenigstens an diesem Tage nicht zu betteln brauchte.

Die dritte Nacht — eine stürmische Regennacht — fand mich mit einem Leidensgefährten, den ich auf einer Bank in der Schönhauser Allee traf, unter der Eisenbahnbrücke der Ringbahn an der Pappelallee,

wo wir zwischen den Mauerpfeilern und Trägern wenigstens vor Regen geschützt waren.

Zwei „Kabinen“, wie mein Kollege die Nischen nannte, waren schon besetzt, in der dritten krochen wir unter.

Todmüde schlief ich sehr schnell ein. Früh klapperten meine Zähne und mein Schlafgenosse gab mir einige Anleitungen für „Klinkenputzen“). Er suchte bei mir das Verständnis für die „Warnungszinken“¹⁾ zu wecken. Abends wollten wir uns zeitig in unserer gemeinschaftlichen Residenz treffen. Dann könnte man mal darüber reden, ob man nicht „irgendwo ein Ding drehen könnte“.

Wer will nun mit Sicherheit sagen, was aus mir geworden wäre, wenn nicht an diesem Tage mich ein Schulfreund getroffen hätte, der mich zu seinen Eltern mitnahm?

Ein armes, aber herzlich gutes Ehepaar mit sechs lebenden Kindern, von denen mein Schulkamerad der Älteste war. Die ganze Familie „baute“ Erstlingsschuhe. Sie fristete ein ärmliches Dasein, teilte aber dennoch Unterkommen und Nahrung mit mir.

Nach dem Mitgeteilten wird mancher begreifen, warum ich als Stadtverordneter von 1900 bis 1920 mich für das städtische Obdach besonders einsetzte.

*

Mein verstorbener Freund und Kollege Artur Stadthagen erzählte mir eines Tages, als ich dem Obdach-Kuratorium noch nicht angehörte, daß er eine unangenehme Sache mit der Palme gehabt habe.

Es sei von ihm in der Sitzung des Kuratoriums behauptet worden, daß es unter den Angestellten des städtischen Obdachs einige gäbe, die mit Gummi-

¹⁾ Betteln.

²⁾ Zeichen an den Flurtüren von Polizeibeamten.

schläuchen auf die Insassen einschlägen, und daß gerade die Neulinge, die vielleicht das erstemal dort erschienen, die Mißhandlungen über sich ergehen lassen müßten.

Stadtrat Mamroth als Vorsitzender hätte sofort die Sitzung aufgehoben, die Mitglieder wären nach dem Obdach gefahren. Dort sei alles durchsucht und Gummischläuche nicht gefunden, so daß er (Stadthagen), obwohl er von der Wahrheit überzeugt sei, die Behauptung habe zurücknehmen müssen. Er habe den Wahrheitsbeweis nicht führen können, da sein Gewährsmann wieder Stellung bei einer größeren Bank habe und natürlich nicht wünsche, daß man erfahre, er habe in der Palme genächtigt.

Lange ging mir die Sache durch den Kopf. Es reizte mich, die Wahrheit festzustellen. Schließlich reifte ein Plan, den ich Stadthagen unterbreitete. Wegen der damit verbundenen Gefahren für mich äußerte er Bedenken. Als ich nicht davon abzubringen war, riet er mir dringend, einen Zeugen mitzunehmen, und — darin hat er recht behalten.

Kurz entschlossen ging ich zu dem im gleichen Hause wohnenden Zigarrenhändler, Genossen Christian Schulz, und fragte ihn, ob er mitmachen wolle. Nur eine Bedingung müsse er unter allen Umständen erfüllen. Wenn wir geprügelt würden, dürfe er nicht widerschlagen. Weil sonst schwer festzustellen wäre, wer angefangen hätte.

Genosse Schulz erklärte sich bereit.

Es war unangenehmes Herbstwetter, als wir jeder mit einem Paket alter Sachen unter dem Arm nach der Marienburger Straße fuhren, um uns bei einem dort wohnenden Genossen umzuziehen. Ganz altes Arbeitszeug. Acht Tage unrasiert und mit Wasser

geglättetes, gescheiteltes Haar besorgten auch bei mir völlige Unkenntlichkeit.

Als wir die Greifswalder Straße nach der Metamorphose entlanggingen, fragte uns gleich ein „dufter Kunde“, dem man die Anhänglichkeit der Palme schon von weitem ansah, ob wir auch dorthin wollten. Auf meine Bejahung musterte er uns und forschte: „Ihr geht wohl das erstemal hin?“

Meine Bestätigung brachte uns Verhaltensmaßregeln ein. „Meldet euch nicht, wenn die aufgefodert werden vorzutreten, die das erstemal da sind. Denn sonst werdet ihr gleich am ersten Tage „verwarnt“ und dürft nur drei Tage kommen, da es von der Verwarnung an zählt.“

Ich gehe diesen Herbst schon das siebzehnte Mal hin. Komme aber immer zu anderer Zeit und tausche mit anderen Insassen öfter die Loden.“

Unter allerlei Ratschlägen waren wir auf dem Hofe der Palme angelangt.

Lange mußten wir im niederrieselnden Regen dort stehen, ehe wir in den Aufnahmesaal eingelassen wurden. Hier standen auf den Längsseiten zusammengeklappte Holzpritschen. Jeder der Eingelassenen stellte sich vor eine solche.

Mit Genossen Schulz hatte ich verabredet, um alles zu vermeiden, was die Blicke auf uns lenken könnte, wollten wir alles mitmachen, was die anderen taten.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Eine mir als Hausdiener bezeichnete Gestalt brüllte herein: „Ausziehen zum Baden“ und schlug die Tür wieder zu.

Die Insassen begannen sich auszuziehen und die Kleider auf die Pritsche hinter sich zu legen.

Ein ganz alter, von den Jahren und dem Reißen krumm gezogener Mann schimpfte auf die „Schwei-

nerci“ und Rücksichtslosigkeit, hier bei solchem Wetter und offenen Klappen (an der Decke waren sämtliche Klappfenster geöffnet) sich nackend ausziehen zu müssen. Er würde in dieser Woche schon das drittemal gebadet und wenn er was sage, käme er auf die „Winde“ (Arbeitshaus). Die Lumpen, die man noch auf dem Leibe habe, würden durch das ewige Ausbrennen (Desinfektion) ganz auseinanderfallen.

Allgemein schloß man sich dieser Meinung an. Stimmen wurden laut, unter diesen Umständen das Baden unter den kalten Duschen überhaupt zu verweigern.

„Dann müssen wir es alle ablehnen,“ hieß es von mehreren Seiten.

„Wieder anziehen!“ tönte es halblaut durch den Saal. Und so geschah es.

Wir machten natürlich mit.

Einige Minuten später wurde die Tür wieder aufgerissen.

„Rüber unter die Dusche“ brüllte ein langer Hausdiener, der im nächsten Augenblick mit offenem Munde stehen blieb.

Dann löste sich die Erstarrung und er brüllte: „Was fällt euch denn ein?“ Kirschrot fügte er hinzu: „Die Lumpen runter von den Knochen.“

Der Alte erwiderte mit mehreren anderen fast zugleich: „Es ist zu kalt hier, um sich nackend ausziehen.“

Zornig schrie der Hausdiener: „Na wart' man, euch soll gleich warm werden.“ Und zur Tür brüllte er hinaus: „Kommt mal her, die Saubande weigert sich, zu baden.“

Im Umsehen waren acht bis zehn Mann im Saal und ebensoviele Gummischläuche tanzten rück-

sichtslos auf die Köpfe der Unglücklichen, wovon auch wir den uns gebührenden Anteil redlich erhielten.

Mein Freund Christian Schulz, dem die Geschichte trotz aller Vorbereitungen doch etwas plötzlich kam, stieß nur ein erstauntes „Nanu?“ heraus, als ihn auch schon einer der Hausdiener von hinten packte, und, so lang er war, schlug Schulz klatschend auf den Steinboden.

Auf mich sausten die Hiebe hageldicht herab.

Meinen Gegnern, die sich vielleicht darüber freuen werden, muß ich den Schmerz antun, zu sagen, daß mir nie im Leben Prügel so willkommen war wie die im städtischen Obdach.

War es doch durch sie möglich, die Gummischläuche, die Artur Stadthagen in allen Kästen und Schränken vergebens gesucht hatte, nicht nur ans Licht zu ziehen, sondern sogar ihre Herkunft festzustellen. Die prügelnden Menschenfreunde trugen sie nämlich im rechten Hosenbein. Sie waren am Hosenträgerknopf festgehängt.

Als mir die Sache zu bunt wurde, rief ich dem langen Kerl, der sich vom Genossen Schulz zu mir gewandt hatte, zu: „Wie kommen Sie dazu, uns zu mißhandeln? Führen Sie mich zum Oberinspektor, ich will mich dort beschweren.“

Der Lange schrie seinen Kollegen zu: „Kommt mal her! Hier ist einer, der die Bekanntschaft des Oberinspektors machen will. Dem wollen wir mal zeigen, daß er das zweitemal nicht danach verlangt.“

Mehrere stürzten über mich her und schlugen so auf mich ein, daß ich in des Wortes verwegenster Bedeutung „alle Hände voll zu tun hatte“, Kopf und Gesicht zu schützen, um meinen Gegnern nicht eine allzu große Freude zu machen, wenn ich mich zur

nächsten Stadtverordnetenversammlung mit einer abgedeckten Visage präsentieren müßte.

Genosse Schulz erfüllte die gestellte Bedingung, nicht wiederzuschlagen, getreulich, so schwer es ihm auch fiel.

Wir wurden den Korridor entlanggeprügelt bis an die Ecke des polizeilichen Feststellungsbureaus. Hier flog Schulz in die Ecke und ich auf ihn.

Weder ein Polizeibeamter noch der Herr Oberinspektor ließen sich sehen. Auf letzteren kam es mir besonders an. Denn uns war von Gemißhandelten mehrere Male mitgeteilt worden, daß, wenn sie sich bei demselben beschwerten, sie von ihm noch eigenhändige Ohrfeigen bekämen.

Eine solche Ohrfeige hätte ich gar zu gern gehabt.

Aber der Herr Oberinspektor hatte Glück. Er war an diesem Tage gerade im Theater und konnte daher die Tragikomödie im Obdach nicht genießen.

Als ich mit dem Gesicht auf den in der Ecke liegenden Schulz geflogen war und eine ganze Reihe dieser barmherzigen Samariter mit Gummischläuchen auf mich einschlugen, machte ich der Sache ein Ende, indem ich mich mit einem kräftigen Ruck aufrichtete und als Stadtverordneter zu erkennen gab.

Das schlug wie eine Bombe ein. Die Flut der unflätigen Beschimpfungen versiegte. Erst allgemeine Verblüffung, dann — „rette sich, wer kann“. — Im Nu war der ganze Korridor von den Gummischlauchhelden, Hausdienern und Beamten geleert. Nur einer blieb stehen: der Aufseher und Heilgehilfe. Er erholte sich von dem Schreck und höhnte: „Jeder Strolch kann sagen: ich bin Stadtverordneter.“

Ich ersuchte den inzwischen aufgetauchten Polizeibeamten, mit uns zum Polizeibureau in der Prenzlauer Allee zu gehen, um uns feststellen zu lassen und

polizeiliche Hilfe zur Feststellung der Prügelhelden zu holen.

Auf dem Polizeibureau bat ich, von dem Zigarrenhändler in der Marienburger Straße unsere Kleider holen zu lassen, in welchen sich auch unsere Legitimationspapiere befanden, die wir zur Vorsicht dort gelassen hatten, da im Obdach Legitimationspapiere ein gesuchter Artikel sind.

Der diensthabende Wachtmeister sandte bereitwilligst einen Beamten hinüber und äußerte im übrigen seine Freude, daß wir die Prügeleien unabweisbar festgestellt hätten. Der Polizei wären schon oft Klagen darüber geführt.

Natürlich konnten wir die Freude verstehen, denn in der damaligen Zeit wurden sehr häufig Verprügelungen Sistierter auf Polizeibureaus durch Zeitungen und Gerichtsverhandlungen festgestellt, und man verstand, wie wohl es tat, dergleichen auch mal den städtischen Behörden nachsagen zu können.

Als wir umgekleidet wieder in der Palme erschienen, stand der Herr Oberinspektor bereits uns erwartend vor der Tür. Man hätte ihn aus dem Theater geholt.

Mit einem Schwall von Worten der Entschuldigung empfing er uns und schlug vor, die Feststellung der Schuldigen morgen am Tage zu machen, da der größte Teil der Angestellten schon zu Bett sei.

Das lehnte ich mit den Worten: „Frische Fische, gute Fische!“ ab und bat, das gesamte Personal wecken und antreten zu lassen, um die Schuldigen ohne Metamorphose herauszusuchen.

Und so geschah es.

Gewiß ist mancher dabei entwischt, aber die Hauptakteure wurden festgestellt.

Der Hauptprügelheld und Anstifter hatte an der

rechten Hand einen frischen Verband und behauptete, sich vormittags eine Verletzung beim Brotschneiden zugezogen zu haben. Er sei gleich durch den Heilgehilfen verbunden worden und hätte schon deswegen sich an der Prügelei nicht beteiligen können.

Festgestellt wurde aber, daß er in seinem Eifer beim Prügeln mit der Hand an eine Mauerkante geschlagen war und sich so verletzt hatte, daß das Blut herumspritzte und sogar meine Kleidung beschmutzt worden war.

Nach den Feststellungen fuhren wir nach der „Vorwärts“-Redaktion, um den Skandal im Obdach und Artur Stadthagens Rechtfertigung zu verkünden.

Die bürgerliche Presse war selbstverständlich am Abend und in den nächsten Tagen voller Schilderungen und Bosheiten. Die Witzblätter hatten Stoff für faule und schlechte Scherze. Hin und wieder war auch ein guter dabei.

Der „Ulk“ brachte ein Bild, auf dem in einem Park ein schlafender „Strolch“ auf der Bank saß. Zwei Schutzleute standen in tiefer Ueberlegung davor, ob sie ihrer Instruktion gemäß ihn aufjagen sollten.

Der eine sagte zum anderen: „Wecke ihn lieber nicht, denn es könnte ein Stadtverordneter sein.“

Ein anderes Bild stellte mich als Säugling dar, der sich strampelnd wehrte, weil er in die Badewanne gelegt werden sollte. Darunter stand: „Wie uns mitgeteilt wird, hat sich der Stadtverordnete Hoffmann schon als ganz kleines Kind energisch gegen das Baden zur Wehr gesetzt.“

Einem Magistratsassessor wurde die Untersuchung übertragen.

Als ich das zweitemal vernommen wurde, las mir dieser die Aussage eines alten Aufsehers vor, der

bei seiner Vernehmung behauptet hatte: „Die Stadtverordneten Hoffmann und Christian Schulz hätten, als er — der Aufseher — durch das Guckloch der Tür geblickt hätte, ehe die angebliche Prügelei stattfand, von Pritsche zu Pritsche gehend die Obdachlosen aufgehetzt.“

Ich forderte kurzerhand, dem betreffenden Beamten gegenübergestellt zu werden. Bei dieser Konfrontation stellte sich heraus, daß dies der alte schwächliche Beamte war, den ich auf dem Korridor beobachtet hatte.

Der alte Herr wiederholte seine Behauptung in einer Form, daß man sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, er habe das Gesagte auswendig gelernt.

Ich erklärte hierauf dem juristischen Beirat, so kämen wir zu keinem Ziel. Ich würde dem Aufseher Gelegenheit geben, seine Aussagen eidlich zu erhärten. Ich würde eine große öffentliche Versammlung mit dem Thema: „Die Prügelhelden des Obdachs“ einberufen und dort mit Namenbezeichnung den alten Beamten öffentlich der Lüge zeihen. Dann müßte der Oberbürgermeister gegen mich Strafantrag wegen Beleidigung seines Beamten stellen und dann werde ich ruhig abwarten, ob der alte Herr am Rande seines Grabes einen Meineid leiste.

Der alte Beamte zitterte am ganzen Leibe und erklärte, er könne sich ja auch irren. Der Herr Stadtverordnete sähe heute ganz anders aus, so daß er ihn nicht wiedererkenne.

Der Herr Assessor machte den Beamten auf das von ihm selbst unterschriebene Vernehmungsprotokoll aufmerksam, indem er die Frage stellte, ob er das alles als unwahr erkläre.

Er erhielt die Antwort: „Ja, ich widerrufe alles und nehme alles zurück.“

Damit war der Versuch, den Spieß gegen uns umzudrehen, endgültig mißglückt.

Die prügelnden Hausdiener mit ihren Gummischläuchen wurden entlassen. Mehrere Beamte verschwanden aus dem Obdach, darunter sogar der Bruder eines bürgerlichen Stadtverordneten.

Die sozialdemokratische Fraktion entsandte mich in das Kuratorium und Herr Stadtrat Mamroth, der Vorsitzende des Kuratoriums, hielt nun in der nächsten Sitzung eine schwungvolle Einführungsrede, zu der ich bemerkte: „Bemühen Sie sich nicht, Herr Stadtrat; ich bin bereits „eingekeilt“, und wer schon bei Lebzeiten ausgehauen wird, hat tote Helden überholt!“

Wie ich schuhplatten lernte 12

Vom 14. bis 20. September 1902 tagte in München der Parteitag der Sozialdemokratie.

Manche heißen Kämpfe spielten sich hier zwischen Nord- und Süddeutschland ab. Der ungekrönte Bayernkönig der Sozialdemokratie, Georg von Vollmar, besaß eine unbestrittene Autorität weit über die Grenzen Bayerns hinaus und nutzte dieselbe klug und geschickt aus. Deshalb gelang es ihm auch, selbst dort, wo seine Argumente nicht ganz schlüssig waren, durch bayerische Derbheit und Witz seinen Kopf selbst gegen August Bebel und Wilhelm Liebknecht durchzusetzen.

Aber die Münchener sorgten auch für Entlüftung der erregten Gemüter durch schöne Kellerfeste, mit denen man gleich am Sonntag, den 14. September, in der Schwabinger Brauerei bei Eröffnung des Parteitages begann.

Ich hatte lange Zeit meiner heruntergekommenen Nerven wegen wenig oder gar keinen Alkohol zu mir genommen. Daß ich aber hier echtes Münchener naschen würde, war ebenso selbstverständlich wie die Teilnahme an einem späteren feuchtfröhlichen Abend im Hofbräu.

Als mir aber die Kellnerin im Schwabinger einen ganzen Maßkrug hinstellte, war ich doch entsetzt und verlangte einen halben Liter. Ich bekam aber die echt münchenerische Kellnerinnenantwort: „Da warten's, bis Se a ganzen vertragen können.“

Die ganze Rasselbande am Tisch lachte und ich hatte Mühe, meinen Maßkrug, den die Kellnerin wieder wegnehmen wollte, zu behalten.

Na, nun glaubte ich mich für den ganzen Abend versorgt. Als ich aber nach etwa drei Viertelstunden den dritten Maßkrug bekam, meinte unsere Hebe: „Nicht wahr, unser Trank ist süffig?“ Das war er wirklich. — Was aber das Wichtigste: Er hinterließ auch nicht den geringsten Kopfschmerz für den anderen Morgen.

Es war ein ungetrübt fröhlicher Abend. Das sehr lebensgetreu vorgeführte Haberfeldtreiben erhöhte nicht nur die Stimmung, sondern auch den Durst. Daß bei diesem Haberfeldtreiben mancher bekannte Genosse zum „Gaudi“ aller Anwesenden seinen Wischer erhielt, war selbstverständlich. Ich nehme an, wenn die Aufführung nach der Tagung des Kongresses stattgefunden hätte, wäre die Zahl der „Heimgesuchten“ noch viel größer gewesen.

Den wirklichen Höhepunkt aber erreichte der von den Münchener Genossen zu Ehren des Parteitages arrangierte Ausflug nach dem Starnberger See und der Bodenschneid.

Wer je einen sonnigen Tag am oder auf dem Starnberger See erlebte, wird ohne weiteres dem phantastischen König Ludwig II., der in diesem sein tragisches Ende fand, zugeben müssen, daß er in Schönheit gestorben ist.

Doch zurück von den monarchistischen Abgründen zu den bayerischen Höhen, die man bei der Rundfahrt in ihrer ganzen Pracht genießen konnte.

In allen erwachte die Sehnsucht, da hinaufzukraxeln, trotz aller Warnungen, die besonders von den Bayern an die Sandhasen aus der Mark Brandenburg gerichtet wurden. Und als von Miesbach die Gelegenheit dazu geboten wurde, schloß sich keiner aus. Auch „Ritter Georg“ (Vollmar) war dabei, wenn er seines Fußleidens wegen auch hinauf-

fahren mußte und den alten Bebel trotz dessen Einwendungen mit in seinen Wagen nahm.

Nach einem Marsch von weit über vier Stunden waren wir an der Sennhütte angelangt. Ein Teil der Berliner Delegierten, darunter natürlich auch ich, kletterte noch auf die Fels Spitze bis zur Aussicht und hatte dafür die Freude, an den gegenüberliegenden Abhängen wirkliche Gemsböcke zu sehen. Als wir wieder herunterkamen, lagerte der größte Teil schon in den grünen Matten, darunter auch Bebel und Vollmar.

„Na“, sagte lachend Ritter Georg, unser zu solchen Extratouren wirklich nicht geeignetes Schuhwerk betrachtend, „Hoffmann, wie ist uns denn diese Sorte bayrischer Bergpartie bekommen?“

Ich, der ich am liebsten beide Füße mit den Klammern — Stiefel genannt — in weiche Butter gesteckt hätte, ließ davon natürlich nichts merken, sondern stellte mich breitbeinig vor Ritter Georg hin und sagte: „Ja, lieber Genosse Vollmar, das ist ja alles ganz schön. Ich bin nun über vier Stunden gelaufen. Den ganzen Tag und den ganzen Weg haben alle von den bayerischen Bergen erzählt. Ich bin jetzt auch noch auf der Spitze gewesen, aber Berge habe ich noch nicht gesehen. Wo fangen die eigentlich an?“

Ein Gelächter erscholl, auf welches die gelästerten Berge im Echo antworteten. Bebel schlug sich beim Lachen mit der Hand auf die Lenden und sagte zu Vollmar: „Da läßt uns wohl selbst die göttliche bajuvarische Grobheit in Stich.“

Bebel hatte Recht. Ritter Georg machte gute Miene zum bösen Spiel und sagte resigniert: „Na ja, mit eurem Berliner Kreuzberg können sie sich nicht messen.“

„Lassen Sie man,“ entgegnete ich, „der ist auch

nicht zu verachten. Der ist 57 000 mm hoch und wer so kurzsichtig ist, daß er das Doppel-M als Milli- meter liest, dem ist nicht zu helfen.“ — — —

„Hoffmann,“ sagte der Ritter, als er sah, wie ich vergnügt den Miesbacher Genossen zuhörte, die im bayerischen Nationalkostüm beim Klange der Zittern sangen, jodelten und schuhplattelten, „Sie können ja alles, wollen Sie nicht auch mal schuhplatteln?“

„Das ist das einzige, was ich noch nicht gemacht habe. Aber probieren geht über studieren.“

„Versuchen Sie's mal,“ reizte Vollmar an. Und selbst Bebel, der sonst bei solchen Scherzen sehr wortkarg blieb, sagte lachend: „Das möchte ich selber mal sehen.“

Meine Antwort lautete: „Erst muß ich meinen inneren Menschen befriedigen, denn mein Magen hat auf der Aussicht schon so laut geknurrte, daß er die ganzen Gamsböcke verjagt hat. Sonst hätte ich mir ein Paar eingefangen, sie in den Rehbergen kreuzen lassen und wäre dann in Berlin auch mit 'ner „Gamsfeder“ am Hute gegangen.“

„Ja,“ rief der Ritter lustig, „wenn man mit's Maul einen Gamsbock fangen könnt'.“

„Oho,“ gab ich zurück, „manchmal noch viel mehr. Wenn Genosse Bebel sich nicht vorsieht, fängt Genosse Vollmar ihn noch für die „Sozialistischen Monatshefte“ ein.“*)

Also ich gab meinem inneren Menschen Atzung und beobachtete dabei die lustigen Sang- und Tanzweisen der Miesbacher Genossen. Vor allem interessierte mich das Schuhplatteln.

Genosse Bebels Worte: „Na, das möchte ich

*) Anspielung auf die „Neue-Zeit“-Debatte am zweiten Tage des Kongresses.

selber mal sehen“, gingen mir nicht wieder aus dem Sinn. Schließlich war doch Bebel ein so verdienter Genosse, daß man, wenn er wirklich einmal einen so bescheidenen Wunsch aussprach, ihn wenn irgend möglich auch erfüllen mußte. — Ja, war es denn möglich? — Konnte ich schuhplatteln?

Hier kam mir mein Grundsatz zu Hilfe: „Der Mensch kann alles, was er will, aber er will nicht alles, was er kann.“

Ja, konnte ich denn schuhplatteln? — Das wäre gelacht! Gibt es denn überhaupt etwas, was ein richtiger Berliner nicht kann? Na also!

Der Wille führte zur Tat. Allein, das sah ich ein, würde es nicht wirken, denn die Fehler eines Anfängers würden zu sehr in Erscheinung treten. Es müßten mindestens zwei Pärchen zusammenwirken und mein Partner durfte kein Miesbacher sein, denn sonst kippte ich, wie der Berliner sagt, zu sehr aus de Pantinen.

Ich sah mich also nach einem Genossen um, der ebenso ein guter norddeutscher Bär war wie ich. Meine Augen blieben auf ihrer Musterungsreise an meinem langjährigen Freund August Baudert aus Apolda hängen. Der, das wußte ich, besaß Laune zu Späßen und auch die Courage dazu. Er war so gelehrig, wie ein richtiger Berliner.

Ich schlängelte mich also an ihn heran und weihte ihn in meine Pläne ein. Er war sofort einverstanden, wollte nur noch ein wenig Anschauungsunterricht nehmen. Ich hatte mich also in August nicht getäuscht. Er hatte auch Traute wie 'n ganz richtiger Berliner.

Die Zeit seiner Studien benutzte ich, um zwei Miesbacher von unserer Statur ausfindig zu machen, die uns ihre Garderobe und ihre Frauen pumpten.

Denn darin war ich mit Baudert einig: Unsere weiblichen Partnerinnen mußten echt sein, dann werden sie uns schon dahin stuken, wohin wir gehören. Und schließlich verdeckten ihre Röcke unsere ungelenkten Beine, denn die Miesbacher Röcke waren damals noch nicht so kurz wie jetzt die unserer Berliner Frauen.

Bebels Wunsch, mich schuhplatteln zu sehen, war für die beiden Miesbacher Genossen durchschlagend. Wir verschwanden in der Sennhütte und die Metamorphose ging vor sich.

Unser erstes und unwiderruflich letztes Auftreten wirkte faszinierend. Wir waren aber auch unbestreitbar ein paar so hübsche Kerle, wie sie Bayerns Berge in dem Kostüm noch nicht zu sehen bekommen hatten.

Ich merkte nun auch endlich, wo die bayerischen Berge waren, denn sie erzitterten unter unserem Gestampfe. Und da wir noch nicht den rechten Griff hatten, jeder sein Dirndl in die Luft zu schwenken, machten sie es mit uns, daß die Berge nicht nur erzitterten, sondern bis in ihre äußersten Spitzen erzitterten.

Eine noch größere Wirkung zeigte unser Debut: Genosse Bebel lachte Tränen und wischte sie mit seiner Mütze ab! Selten hat man Bebel lachen sehen. Aber so gelacht hat er wohl nur auf der Bodenschneid. — —

Da man einsah, daß die Miesbacher nach unseren Leistungen mit ihrem Schuhplatteln nicht mehr auf die Beine kamen und somit der Höhepunkt der bayerischen Berge überschritten war, pilgerten wir nach Miesbach herunter. Garderobe und sogar die Frauen hatten wir wieder zurückgegeben, wenn uns

auch letzteres nicht ganz leicht fiel. Und alles fuhr nach Capua-München zurück.

Solchen Erfolg haben selbst Mary Wigman und Jutta Klamt trotz aller Schulung nie errungen wie die zwei nachgemachten Miesbacher auf der Bodenschneid.

Hätte ich nur die allergeringsten Anlagen zum Größenwahn, so wäre ich ihm durch die Andichtung von Besitz und Vermögen, mit welchen meine politischen Gegner mich beglücken, längst rettungslos verfallen.

Schon als ich einige Jahre nach Fallen des Sozialistengesetzes meinen Redakteurposten in *Zeit* aufgab, hatte man, nachdem diese Absicht unter den Gegnern bekannt wurde, überall erzählt, in Berlin wäre für mich eine hochherrschaftliche Villa gekauft, in der ich nunmehr die gesammelten Arbeitergroschen in einem beschaulichen Leben verzehren wollte.

Dem „Volksboten“ hatte man durch hohe Geldstrafen und Gerichtskosten versucht — wenn auch ohne Erfolg — das Lebenslicht auszublenden. Ich ergriff die „Villenangelegenheit“ zu einer Sammlung für den Preßfonds. Dadurch, daß die Eingänge unter den verschiedensten Stichmarken, wie z. B. „Zu Marmorstufen“, „Bronzegeländer“, „Kunstsalon“, „Palmenhaus“ usw. für Hoffmanns Villa quittiert wurden, kam ein hübscher Groschen Geld zusammen, der uns das Blatt ohne jede Subvention über Wasser hielt.

Ich selbst aber kam mit nullkommanichts nach Berlin, um mir hier eine neue Existenz aufzubauen, während die gegnerische Presse die unglaublichsten Albernheiten über meinen Reichtum verbreitete. Ein Beweis, wie dumm diese Presse ihre eignen Leser einschätzt.

Der „Mansfelder Bergbote,“ ein Hetzblatt rüdester

Art gegen die Sozialdemokratie, der in Eisleben erschien, wurde sogar witzig — wohl das einzige Mal — und brachte folgendes Gedicht:

Hoffmanns Abschied von Zeit.

Frei nach Schiller.

„Volksbote“:

Will sich Hoffmann ewig von uns wenden,
Da den Sieg aus der „Genossen“ Händen
Günther*) hat soeben hier entwendet.
Wer wird künftig uns die Zeit vertreiben,
Reden halten, Brandartikel schreiben,
Wenn Du fortziehst nach des Spreefluß Strand?

Hoffmann:

Edles Blatt, gebiete Deinem Klagen!
Fort muß ich, denn im Vertrau'n zu sagen,
Hier ist hin für mich die gold'ne Zeit.
Schwierig wurden längst schon die „Genossen“,
Immer dürftiger die Gelder flossen,
Schon seh' ich dem Mangel mich geweiht.

„Volksbote“:

Traurig, aber wahr ist, was Du sagest,
Ueber Lauheit lange Du schon klagest,
Schwach geht auch der Abonnentenfang,
Halles Wahlkreis ist für uns verloren,
Und in Mansfeld sind wir schwer blamoren;
Ach, es wird mir um die Zukunft bang.

Hoffmann:

Zu dem Sturm auf Mansfeld rief ich wacker,
Rannte heldenhaft durch Flur und Acker**),
Mich zu retten für den „Zukunftsstaat“.

*) Konservativer Reichstagsabgeordneter.

**) Anspielung auf das Eislebener Blutbad am 31. Mai 1891.

Was ward mir zum Lohne hier gegeben,
Ehrte man mein zielbewußtes Streben?
Kaltgestellt man mich allmählich hat.

„Volksbote“:

Teurer Freund, laß jetzt Dein Schmerzgewinsel,
Der Barbier und der Vergolderpinsel,
Sichern ja für alle Fälle Dich.
Noch sind auch die Dummen längst nicht alle
Wie in Zeitz und früher dort in Halle.
Lernst Du in Berlin den rechten Schlich.

Hoffmann:

Ja, noch kann ich für die Zukunft hoffen,
Die Parteikass' steht den „Führern“ offen,
Sie ersetzt mir das erlitt'ne Weh.
Horch, der Bahnzug pfeift, es gilt zu scheiden,
Lebe wohl, es folget Freud' den Leiden,
Hoch leb' Singers großes Portemonnaie!

Dem viel geschmähten, aber unvergeßlichen Paul Singer hatte das Sozialistengesetz und seine Ausweisungen ein so tiefes Loch in das berühmte Portemonnaie gerissen, daß, selbst wenn er gewollt hätte, es nicht möglich gewesen wäre, überall da zu helfen, wo es notwendig war. Er war es, der die ersten Tränen der Frauen und Kinder stillte und mit vollen Händen gab, um der Not der ersten fünf Jahre der Schreckensherrschaft des Gesetzes zu wehren.

Stolz bin ich heute noch darauf, auch in dieser Zeit ohne Hilfe ausgekommen zu sein. Ich habe mich zwar schwer, aber doch selbst durchs harte Leben gerungen.

Wenn man fünfmal durch die Kämpfe seine Existenz verloren hat, ist das nicht immer ganz leicht.

Doch, ich wollte von meiner Villa erzählen.

Ich besitze nämlich jetzt wirklich eine.

Ein Zeitzer Genosse meinte zwar ironisch: „Ach, Villa Bückdich?“

Aber das stimmt nicht. Wenn man mich nach meiner Villa fragt, pflege ich zu antworten:

„Bitte, Schloß. Besichtigung täglich frei. Zur Bequemlichkeit des Publikums habe ich es gleich an der Gartentür anbringen lassen, das — Schloß!“

Also! Zum wirklichen fürstlichen „Schloß“ fehlt das Format, zur „Villa“ der Komfort. Aber ein ganz nettes Landhaus besitze ich, das sich sehr gut zur Villa ausgewachsen könnte, wenn — mal irgendeiner so verrückt wäre, mir eine Million zu vermachen. Es gibt doch so allerlei Verrückte. Warum soll nicht einer auf die Idee kommen? —

Meine Frau nimmt mir allerdings alle Hoffnung, indem sie behauptet: „So verrückt ist keiner“.

Bleibt mir nur noch eine Hoffnung, daß mich irgendein reicher Mann oder eine Frau adoptiert.

Warum nicht, ich bin doch ein ganz gesunder Junge?

Zurück zur „Villa“.

Der Leser will doch wissen wo, wieso, weshalb, woher und wovon.

Als ich das erste Mal 1899 zum Berliner Stadtverordneten gewählt wurde, mußte in meinem Wahlbezirk der Gewählte nach dem damals noch geltenden famosen Dreiklassenwahlrecht „Hausbesitzer“ sein. Ein Gesinnungsfreund, der schon Stadtverordneter war und in Berlin wirklich ein Haus besaß, ließ mir gerichtlich einen zweihundertsten Anteil auf seinen Besitz eintragen. Das genügte für die Stadtverordneten von 1900 noch. Später schob auch hier das Oberverwaltungsgericht einen Riegel vor. Deshalb entstanden in der Prinzenallee die berühmten

Stadtverordneten Häuser, die dann immer die Stadtverordnetenkandidaten, die Hausbesitzer sein mußten, erwarben. Man brauchte nicht Hausbesitzer zu bleiben. Es genügte, wenn man es am Tage der Wahl war.

Mein „Miteigentümer“ zog später nach Neu-Vogelsdorf bei Fredersdorf an der Ostbahn, wo er sich als Kolonist ansiedelte und mich wiederholt ersuchte, sein „Rittergut“ zu besichtigen. 1905 tat ich es.

Wirklich staunenswert war, mit welchem Fleiß und welcher Energie er aus zwei Parzellen, die eigentlich ein Sumpfloch waren, kulturfähigen Boden schuf.

„Sage mal“, meinte er, „willst Du Wald kaufen?“

„Ich bin doch nicht verrückt!“ war meine Antwort.

„Sieh ihn doch erst einmal an.“ Fast krötig kamen diese Worte heraus.

„Die Bauern sind verrückt. Sie bieten den Wald spottbillig an, während sie für Sandland hohe Preise verlangen.“

„Na ja,“ beruhigte ich ihn, „ansehen kann ich ihn ja, aber kaufen? Wovon?“

„Erst sehen und hören und dann urteilen“, schloß er die Unterhaltung.

Am Nachmittage gingen wir etwa acht Parzellen weiter, wo wirklich Wald begann.

Alte Eichen, über 20 Meter hohe Birken, Erlen, Kiefern. Auch ein Unterhändler war zur Stelle und nannte einen Preis, der mich stutzig machte. Ich glaubte, mich verhört zu haben und sagte vorsichtig: „Das ist doch nicht billig?“

„Was“, sagte erstaunt der Unterhändler, „pro Quadratmeter 7 Mark. Da kommt auf den Quadratmeter mit Baumbestand und Drahtzaun 50 Pfennig.“

Wie richtiger Urwald sah das in Frage kommende Stück aus. Mannshoch standen Brombeeren und

Himbeeren, auch war die Mitte etwas sumpfig. Aber ich hatte ja bei meinem Hausbesitzerkollegen gesehen, was Fleiß und Energie schaffen können. Beides besaß ich und — acht Tage später kaufte ich 84 Ruten für 588 Mark.

Nun war ich wirklicher Grundbesitzer.

Wie stolz ich das Gericht von Kalkberge verließ, wo ich den „Grund und Boden für ewige Zeiten“ erworben hatte. —

Anmaßende Menschheit!

Von nun an würde ich natürlich auf Grund meines Besitztitels gegen jeden Untergang der Erde Einspruch erheben. —

Axt und Spaten wurden gekauft und dann der *Urwald urbar* gemacht.

An der projektierten Straße wurde ein Teil des Waldes ganz ausgerodet, um für Obstbäume Platz zu bekommen.

Ich hatte Glück. Ganz in der Nähe war der Versuchsgarten des Redakteurs der Gartenzeitung, der mir mit Obstbäumen, nur beste und edelste Sorten, unter die Arme griff. In 23 Jahren haben sie zwar nie richtig getragen, aber wir leben immer noch in guter Hoffnung und haben rein nicht so viel zu tragen wie raus.

Nun aber kam das dicke Ende nach. Man mußte doch auch ein Dach über dem Kopfe haben.

Alle Buden der Umgegend wurden besichtigt. Eine anständige Laube mit Kochgelegenheit sollte dreitausend bis viertausend Mark kosten. Jeder, der zu Rate gezogen wurde, warnte, eine Bude, die bei einem Verkauf gar keinen Wert hätte, zu bauen.

Ein befreundeter Baumeister machte mir gratis eine Skizze zu einer kleinen Villa. Sie sollte billigst 16 000 Mark kosten. Ich lachte und skizzierte mit

einigen Bleistiftstrichen, wie ich mir die Sache vorstellte. Für dieses Projekt rechnete er 8000 bis 10000 Mark. Auch dazu langten meine Mittel nicht.

Eines Tages sprach ich in der Stadtverordnetenversammlung mit einem Kollegen über das Projekt. Zu uns gesellte sich Genosse Dr. Leo Arons und erklärte kategorisch: „Sie bauen natürlich keine Bude.“ Das Ende vom Liede war, daß er mir die erste Hypothek in Höhe von 5000 Mark auf Amortisation zu 3½% Zinsen gab.

Da konnte natürlich jeder bauen und — ich baute.

Das heißt, so einfach war die Sache durchaus noch nicht. Zu Wohnhäusern gab es die Bauerlaubnis nicht. „Da das Grundstück an nicht regulierter Straße lag“, durften nur Ställe, Geräteschuppen oder Lauben gebaut werden. — Aber keines von den dreien wollte ich haben.

Ich reichte also bei dem gestrengen Herrn Amtsvorsteher von Bode in Fredersdorf die Zeichnung für ein „Gartenhaus“ ein. Sie schien auf dem Amt eine harte Nuß zu sein.

Woche auf Woche verrann, aber die Bauerlaubnis kam nicht.

Inzwischen hatte ich beim Abriß der „historischen Villa Blücher“ — man denke —, Kurfürsten-, Ecke Keithstraße, Türen Fenster, Balken und Fußböden spottbillig gekauft. Drei Genossen hatten als Maurer den Bau übernommen. Aber die Bauerlaubnis kam nicht.

Schließlich bauten die drei los. —

Der Bau war fertig, aber die Bauerlaubnis war immer noch nicht da. Entschlossen ging der eine Maurer zum Amt und meldete die Rohbauabnahme an. —

Der Amtssekretär war entsetzt. „Wie konnten Sie ohne Bauerlaubnis bauen?“

„Wie konnten meine Kinder essen, ohne daß der Vater etwas verdient?“ war die bissige Antwort.

„Schreien Sie nicht so,“ sagte der Sekretär mit einem ängstlichen Blick nach des Amtsvorstehers Zimmer. „Wenn der Alte das hört, müssen Sie alles wieder abreißen.“

„Das wäre gelacht,“ polterte der Maurer.

„Gehen Sie nach Hause, Sie werden Bescheid erhalten,“ winkte der Aengstliche ab.

Zwei Tage später war die Bauerlaubnis in meinem Besitz und nach zwei weiteren Tagen wurde die Rohbauabnahme angemeldet. Ja, damals baute man schneller als heute.

Bei der Abnahme gab es nicht die geringsten Einwendungen. Die drei hatten so gewissenhaft gearbeitet, daß nach 22 Jahren selbst die Fassade noch tadellos steht, obwohl sie nicht einmal gestrichen ist.

Sogar ein Berliner Stadtbaurat mußte den tadellosen Bau bestätigen, und dem fiel es nicht leicht.

Das kam so: Eines Tages kam ich als Stadtverordneter mit einer Rolle Zeichnungen ins Kuratorium des Vieh- und Schlachthofes, dessen Mitglied ich war. Der anwesende Stadtbaumeister fragte erstaunt, auf die Rolle weisend: „Bauen Sie?“

„Jawohl.“

„Darf ich mal sehen?“

„Bitte.“

Der Baumeister wickelt aus, betrachtet die Zeichnungen interessiert und sagt: „Sehr praktisch und gut ausgenutzt. Wer baut das?“

„Na, ich.“

„Nein“, sagte der Stadtbaumeister, „wer es aus-

führt.“ „Drei Maurer.“ „Ich meine, welcher Unternehmer.“

„Den haben wir ausgeschaltet“, war meine Entgegnung.

„Aber das kann doch nichts werden“, wendete der Herr Stadtbaumeister besorgt ein.

„Kommen Sie mal raus und sehen Sie sich's an. Sie können was lernen“, erklärte ich belustigt.

„Sie, ich komme.“ Und es klang bald wie eine Drohung.

Er notierte sich Adresse und Weg und der Zufall wollte, daß er gerade zum Richtfest erschien. Er kletterte bis in das Dachgebälk, nahm mich dann bei Seite und erklärte: „Ich sage Ihnen ganz ehrlich, ich bin gekommen, um etwas zu finden, muß Ihnen aber gestehen: Tadellos. Wenn Sie nun noch Obacht geben, daß Türen und Fenster gut eingesetzt werden, dann haben Sie ein Haus, das sich sehen lassen kann.“ — — —

Als ich den drei Maurern den letzten Betrag für ihre Arbeit ausgezahlt hatte, zerriß ich den auf zehn Jahre lautenden Garantieschein. Ihre erstaunte Frage, zu was ich ihn mir habe geben lassen, wenn ich ihn jetzt vernichte, beantwortete ich: „Damit Ihr nicht noch mehr fuscht als es schon geschehen ist.“

Wenn nun der Bau selbst auch tadellos war, so zeigten sich doch sehr bald andere Schwierigkeiten.

Mit der Bescheinigung über erfolgte Bauabnahme ging mir vom Herrn Amtsvorsteher ein Schreiben zu, in dem es hieß: „Das Nächtigen in dem Gartenhaus ist auf Grund des Vagabundengesetzes bei 60 Mark Strafe für jeden einzelnen Fall verboten.“

Donnerwetter, 60 Mark für eine Nacht. Das ist ein bißchen grob. Da wohnt man ja in einem Hotel Unter den Linden oder im Tiergarten billiger.

Aber diese Drohung schreckte mich nicht. Ich konnte ja am Tage schlafen, das war nicht verboten und nachts mein Grundstück bewachen.

Wenn die Behörde trotz bissiger Köter wirklich zur Kontrolle auf das Grundstück kam, waren wir sicher munter, ehe wir öffneten.

Außerdem wurde auch verboten, die als Luftschächte bezeichneten Einbaue als Schornstein zur Feuerung zu benutzen. Die erbauten Räume dürften nur für das Vieh und Gartengeräte gebraucht werden.

Ich machte also eine Eingabe zur Errichtung von Feuerstellen.

Eines Tages erschien hoch zu Roß der Herr Gendarm, um zu recherchieren. Ich bat den Vertreter der heiligen Hermandad, den Zossen, den er draußen an den Zaun binden wollte, mit hereinzubringen, um ihn an dem schönen Waldgras laben zu lassen, denn, meinte ich, das Gras eines Roten würde doch sicher auf den Magen des Staatsgauls keine staatsgefährlichen Wirkungen ausüben.

Viel bekam der Gaul von dem revolutionären Gras nicht zu futtern, denn die Revision war bald zu Ende. Es entwickelte sich folgendes Zwiegespräch:

Gendarm: „Sie sind eingekommen um die Errichtung von Feuerstellen, und zwar im Keller, Parterre und Oberetage, also gleich drei. Ist das nicht ein bißchen viel verlangt?“

„Ja, Herr Wachtmeister. Ich habe Karnickel, Hühner und zwei Hunde. Ich bin offenherzig und erkläre ehrlich: Ich verstehe von der Landwirtschaft nichts. Da könnte es mir passieren, daß das verschiedene Futter durcheinander kommt.“

„Das wäre allerdings unter Umständen verhängnisvoll“, und ein sarkastisches Lächeln umspielte des Gestrengen Mund.

„Ja“, ergänzte ich, „und dann denken Sie, der Wald. Die Bäume stehen dicht an dem Hause. Da muß man doch austrocknen können.“

„Ja, ja“, sagte ironisch der Beamte. „Ich fürchte sogar, durch den Wald wird das Haus dauernd naß bleiben, und Sie werden zu den Feuerstätten in den andern Räumen noch Oefen gebrauchen. Und das alles für die Dauer?“

„Das wäre allerdings das Beste“, bestätigte ich gern. — — —

Der Wachtmeister bestieg sein Streitroß, das sich im „Waldesfrieden“ ganz pazifistisch gütlich getan hatte, versicherte von hoch zu Roß, daß er sich nach den Zeitungen eine ganz andere Vorstellung von mir gemacht habe und — Roß und Reiter sah ich niemals wieder.

Nach acht Tagen hatte ich die Erlaubnis zur Feuerstelle in jeder Etage ohne Zeitbeschränkung. Und da Oefen zu errichten nicht verboten war, kaufte ich aus dem „Bürohaus Börse“, das damals ausgebaut wurde, sehr billig schöne Kachelöfen, darunter einen sogenannten Fuggeröfen (Relief: Kaufmann Fugger verbrennt Karls des Großen Schuldscheine).

Ich wollte das gute Beispiel immer meinen Gläubigern zur Nacheiferung empfehlen. Sie haben aber bis heute sich gehütet, herauszukommen. Einer hat das Sterben sogar vorgezogen.

Aber nochmals machte die Behörde gegen mich mobil. Eines Tages erhielt ich per Post ein Strafmandat über 60 Mark, weil ich in dem Gartenhause genächtigt hätte.

Einer Reihe Kolonisten ging es ebenso. Sie wollten von mir Rat haben. Ich sagte ihnen: Beantragt gerichtliche Entscheidung, wie ich es getan habe. Das taten sie. Dann blieb monatelang alles ruhig,

überängstliche und unruhige Kolonisten drängten mich, ich sollte doch beim Amtsvorsteher einmal anfragen. Ich sagte: „Ich habe Zeit und kann warten.“

Wieder verging eine Zeit. Einer der Kolonisten suchte den Amtsvorsteher auf und jammerte ihm etwas vor wegen der 60 Mark Strafe.

Schließlich wurde die Strafe auf 20 Mark herabgesetzt. Der Beglückte wollte mich veranlassen, den gleichen Bittgang zu tun, was ich entschieden ablehnte, da es mir viel zu interessant war, die Sache auszutragen. Damals war ich Landtagsabgeordneter und ein königlich-preußischer Landtagsabgeordneter wegen Vagabundage angeklagt, das war selbst für den vielgeschmähten Zehn-Gebote-Hoffmann eine neue Nummer und für zeilenreißende Journalisten ein gefundenes Fressen.

Als auch nach langer Zeit nichts gegen mich geschah, ging der Kolonist, dem man die 20 Mark abgeknöpft hatte, wieder zum Amt, machte Skandal und — erhielt seine 20 Mark zurück. Ich aber warte noch heute vergebens, als preußischer Abgeordneter wegen Vagabundierens vor Gericht zu erscheinen.

Inzwischen dürfte auch, da seit dem Kriege zwei Familien mit Wissen des Amtes in den zwei Wohnungen täglich unbehindert nächtigen, die Angelegenheit erledigt sein.

Ja, der Krieg und seine Folgen rissen doch manches nieder, was früher als unverrückbar, ja geheiligt galt.

Doch nochmals zur Entstehung der „Villa“ zurück.

Das Haus kam, da ich einen Teil der Arbeiten selbst machte, 8700 Mark.

So wurde ich „Villenbesitzer“.

Nur lag sie nicht wie August Bebels „Villa“ am

Züricher See. Diesen bekam ich en miniature bei hohem Grundwasserstand, welcher sich später durch übergroße Berieselung der Berliner Rieselfelder bei Tasdorf oft ergab, in den Keller. Die Abhilfe kostete 1921 mehr als die ganze „Villa“.

Ja, Bebels „Villa!“ Auch ein Landhaus, in welchem er mit seiner Frau einige Wochen im Jahre ein Mansardenstübchen bewohnte, um seiner verheirateten Tochter nahe zu sein, während die wenigen anderen Räume vermietet waren, um Steuern und Zinsen aufzubringen. Auch ich wohne mit Frau in unserer „Villa“ in der oberen Etage in einem einzigen Zimmer, seit 1923 ist noch eine Veranda dazu gekommen.

Wie hat man Bebel beschimpft und gelästert mit seiner „Villa“ am Züricher See, so daß er, als ich ihn einmal besuchte, erklärte, er werde das Ding, an dem er viel Aerger, aber wenig Freude hätte, verkaufen. Davon riet ich ab und schlug vor, über der Gartentür eine Inschrift anzubringen:

Durch meine „Frau“
mit Hilfe meiner Gegner erworben.

Denn die Hetze gegen Bebel's Buch: „Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ hat demselben ebenso großen Absatz bei den Gegnern verschafft wie meiner kleinen Schrift: „Die zehn Gebote und die besitzende Klasse“, die mir nicht nur den Spitznamen „Der Zehn-Gebote-Hoffmann“, sondern trotz der Billigkeit auch die 3700 fehlenden Mark zur Erbauung meiner Villa eingebracht hat. Und da ich weder für Wetten, Spielen oder Rauchen Geld ausgab und kein „braver Mann“ bin, da ich „niemals einen Rausch gehabt“, konnte ich mir diese „Villa“ leisten. Ja, ich habe nach und nach sogar

noch 3 Waldparzellen rechts und links dazu gekauft. Das darf wohl Gevatter Schneider und Schuster. Mein Gegenüber ist ein Schneidergeselle, mein Nachbar zur rechten ein ehemaliger Polizeibeamter aus den Kolonien, zur linken ein aus dem Ruhrgebiet geflüchteter Tischlergeselle. Diese dürfen sich ungestört dem Genuß ihrer Villen hingeben. Nur bei dem Sozialdemokraten Adolph Hoffmann ist der Besitz einer solchen der Beweis abgrundtiefer Schlechtigkeit, Verworfenheit und — der Bereicherung durch Arbeitergroschen.

An meiner „Villa“ hängt ein Holzschild:

Mit Spielen, Trinken, Rauchen,
Kann man viel Geld verbrauchen.
Sparst du daran pro Woche drei Mark,
Sagt mancher, das ist ein rechter Quark.
Ich habs mir 20 Jahre getraut
Und davon Waldesfrieden gebaut.

Wenn heute mancher neidisch vor dem schönen Stück Wald steht, so möge er daran denken, daß 1905 es selbst für 7 Mark pro Quadratrute keiner kaufen wollte, daß aber das blanke Sandland mit 12 bis 16 Mark bezahlt wurde, und daß mein Besitz sein neues Gesicht durch viel persönlich vergossenen Schweiß, großen Fleiß und Verzicht auf manchen anderen Lebensgenuß bekam. Es ist das einzige, was ich mir über Krieg und Inflation, die sogar die Früchte meines über 30 Jahre bestehenden Theaterverlags zu Wasser machten, erhalten konnte.

Manchmal war auch das nicht leicht, denn die beiden vermieteten kleinen Wohnungen brachten an Miete nicht das, was für Steuer, Zinsen und Erhaltung notwendig ist.

Was ist nicht alles über sozialistische Führer ge-
logen worden. Gibt es überhaupt etwas Schlechtes
und Verdorbenes, was einem solchen Menschen nicht
schon nachgesagt wurde?

Aber trotz aller Schmähungen*), Neid, Mißgunst
und Sorgen hat man mir und meiner Frau die Freude
an unserem Besitz nicht rauben können.

Manchem mag das Fernsein von der Großstadt
auch in den Sommermonaten wie eine Verbannung
nach Sibirien erscheinen. Uns wird es, solange wir
in der Lage sind, es zu halten, ein kleines Paradies
sein, das wir uns ehrlich verdient, in rastloser Arbeit
geschaffen und erhalten haben.

Wir wünschen, daß die Menschheit recht bald die
großen Städte nur als Stätte geistiger und physischer
Arbeit benutzt und daß ihr dabei so viel Zeit bleibt,
daß ein jeder in seiner Art sich täglich in der
großen schönen Natur Erholung schaffen und neue
Kräfte sammeln kann, nicht um Reichtümer auf-
zuhäufen, sondern um das Leben lebenswert zu
machen.

*) Siehe „Episoden und Zwischenrufe aus meiner Parlaments-
und Ministerzeit“; Brillanten- und Wäschediebstahl, Rittergut usw.

Die Schlacht am grauen Kloster

14

Gern gehe ich durch die Klosterstraße am Grauen
Kloster vorüber.

Es geschieht sehr oft, denn ich liebe sie, „meine
Singuhr“, jawohl, „meine Singuhr“. Erstens bin ich
von meinem vierten Monat an bis zum neunten
Jahre in der Sieberstraße, damals hieß sie noch
Gasse, verzogen worden.

Außer den Straßenschildern ist auch darin nichts
verändert. Anfang der siebziger Jahre des vorigen
Jahrhunderts ist das Haus Nummer 8 neugebaut,
später Nummer 16. Sonst ist alles übrige unverän-
dert geblieben.

Nur eine Veränderung am Grauen Kloster erweckt
jedesmal mein Mißfallen und zeigt mir immer von
neuem die Ungerechtigkeiten unserer Zeit.

Am Grauen Kloster hat man 1895 eine Tafel an-
gebracht, die verkündet, daß Otto von Bismarck
1830—1832 dort die Schulbänke gedrückt hat. Das
mag ja wichtig für die Nachwelt sein, aber ist es
denn etwa weniger wichtig, daß ich dort am Grauen
Kloster gegen die Schüler desselben die erste Schlacht
kommandiert und gewonnen habe?

Warum verkündet das nicht eine Gedenktafel?
Ich kann nur annehmen, daß diese Begebenheit dem
hohen Magistrat bisher nicht bekannt war, und des-
halb will ich sie jetzt erzählen.

Also! Ich war erst acht Jahre alt. Der Krieg 1866
war beendet. Wilhelm der „Siegreiche“ war an der
Spitze seiner Truppen in Berlin eingezogen, d. h.
eigentlich war er gar nicht der Sieger, denn unser
Lehrer, Herr Kreidebrink, aus der Gemeindeschule

in der Klosterstraße gegenüber „meiner Singuhr“ — wo jetzt das Stadthaus steht — hatte uns stolz mehr denn einmal erzählt, daß die Sieger von Königgrätz die Volksschullehrer seien.

Wir Achtjährigen konnten uns das nicht so recht vorstellen, denn wir bewunderten damals, wenn auch mit heiligem Grauen, an den Lehrern nur das Talent, den Rohrstock zu schwingen. Und daß davor der Feind Angst haben sollte, konnten wir nicht recht begreifen.

Aber darauf kam es nicht an. Die Hauptsache war für uns Jungens, daß der Lehrer von Schlachten und Heldentaten so anschaulich erzählen konnte, vielleicht gerade so wunderbar, weil seine Schilderungen von keiner Sachkenntnis getrübt waren.

Es verging fast nicht eine Stunde des Unterrichts, die nicht auch mit Kriegsgeschichten drapiert wurde. Da mußte natürlich auch der 64er Krieg noch herhalten. Besonders schilderte Kreidebrink uns immer wieder die Erstürmung von Düppel.

Wir Jungens wurden also täglich kriegsfanatisiert und suchten die künstlich uns aufgepfropfte Begeisterung in irgend einer Art von uns zu geben.

Zuerst stürzten wir uns auf die Bleisoldaten, die wir in den Schaufenstern jeden Tag bewunderten. Wir Schulbuben waren so entzückt von ihnen, daß wir es für eine patriotische Tat hielten, Mutter beim Einholen zu bemogeln und das „requirierte“ Geld in Bleisoldaten anzulegen.

Unser engeres Trio hatte sein Arsenal, zu dem außer Infanterie, Artillerie und Kavallerie eine richtig schießende Kanone kam, allerdings nur mit Federkraft und man bloß mit Erbsen, wie ich enttäuscht feststellte.

Das Arsenal war auf dem Hausflur Nummer 8 unter dem Hauklotz angelegt. Wir besuchten uns abends abwechselnd, und immer der andere brachte die Armee mit Zubehör, damit Mutter nicht neugierig wurde, wo ihr Junge den Krimskrams her hatte.

Auf Mutterns Tisch wurden nun Schlachten gelenkt und geschlagen, bis Vater kam und der Tisch zur Abfütterung gebraucht wurde.

Doch bald war uns die Geschichte über. Als wir daher eines Abends den Hauklotz kippten und sahen, daß unser ganzes Lager „abtransportiert“ war, waren wir gar nicht so sehr betrübt, sondern unser Trio beschloß, nunmehr „richtig Krieg zu führen“. Bis zum nächsten Abend sollte der Feind ausfindig gemacht werden, den wir dann jämmerlich verhauen wollten.

Die Kriegspsychose der Schule wurde dadurch in die Tat umgesetzt, daß wir uns Waffen, d. h. Degen und lange Schwerter sowie Lanzen aus Holz abschnitten einer Schneidemühle, wo wir für Mutter Feuerung holten, für den nun bevorstehenden Ernstfall anfertigten.

Ein neunjähriger Schulkollege war glücklicher Besitzer eines prächtigen Taschenmessers und verstand die Holzschnitzerkunst so glänzend, daß er uns täuschende Degen, Säbel und Lanzen schnitzte. Anstreicher Grosches Fritz aus der Waisenstraße verschaffte Silberbronze und Pinsel, und so funkelten und blitzten unsere Waffen im Sonnenschein wie bei „Lützows wilder verwegener Jagd.“

Ein Winkel im Vorraum eines Engros-Lederlagerkellers in der Klosterstraße wurde unser „Zeughaus“. Aber der Feind war immer noch zu suchen.

Am Montag mittag war er gefunden. Ein Mitschüler unserer Klasse saß mittags gegenüber dem

Grauen Kloster auf der Treppe zur Mecklenburgischen Buchhandlung und hatte an einem dünnen schwarzen Seidenfaden ein Portemonnaie, das auf dem Bürgersteig lag.

Als ein Schüler des Grauen Klosters mit seiner bunten Mütze daherstolz kam, sich danach bückte, zog unser Kollex das Ding weg und riß aus. Der Graue-Kloster-Bruder stutzte einen Moment, wurde kirschrot, setzte dem Ausreißer nach, und da er längere Beine hatte als dieser, holte er ihn in der Siebergasse ein und gab ihm eine so schallende Ohrfeige, daß wir, die wir uns in respektvoller Entfernung hielten, sie knallen hörten.

Das war die Kriegserklärung. Die Siebergasse machte mobil zu einem ernsthaften Feldzug gegen das Graue Kloster.

Elf Jungens wurden noch am selben Abend angeworben. Ich selbst ging zu meinem Freund Grosche in der Waisengasse, um ihn zu ersuchen, die Waisen- und Parochialgasse ebenfalls zu mobilisieren. Meine beiden anderen Schulkollegen bemühten sich, im Jüdenhof und in der Reetzengasse Truppenanwerbungen vorzunehmen. Am Mittwoch mittag, 1 Uhr, stand die ganze „Heeresmacht“ in allen Hausfluren in „gedeckter Stellung“.

Das erste „Armeekorps“ hatte die Siebergasse und die benachbarten Häuser der Klosterstraße als Feldlager bezogen. Natürlich führte ich dieses als „Feldmarschall“. Das zweite Armeekorps, das die Seite neben dem Grauen Kloster besetzt hielt, führte „General“ Grosche.

Unsere Waffenvorräte waren schleunigst durch Requirierung bei Muttern ergänzt.

„Meine Singuhr“ spielte ihren Choral, und als er zu Ende war, öffneten sich die Pforten des Grauen

Klosters, die Schüler mit ihren bunten Mützen stolzierten gravitatisch und vornehm, ganz wie es sich für Zöglinge einer höheren Lehranstalt und Söhne der besser angezogenen Gesellschaft, vielleicht zukünftige Bismarcks, schickt.

Wir aber lagen auf der Lauer.

Mein Freund Grosche, der „General“, und ich, der „Feldmarschall“, hatten uns je eine Trillerpfeife gekauft.

Der durch die Ohrfeige so empfindlich Beleidigte war als „Adjutant“ dem General des zweiten Armeekorps beigegeben. Denn da er sehr persönlich mit dem Attentäter in Berührung gekommen war, kannte er ihn am besten. Ich hatte ihn, wenn auch nicht als leidender Teil, ebenfalls von Angesicht zu Angesicht gesehen. Er konnte uns also nicht entwischen.

Sein Erscheinen sollte von dem „General“ oder „Feldmarschall“, je nachdem, wer ihn zuerst entdeckte, mittels Trillerpfeifensignals angekündigt werden.

Unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Die Truppen wurden bei der Kampfbegier, die sie beseelte, ungeduldig. Ich ließ durch reitende Stafetten — ja, wir hatten auch Kavallerie (vier Mann hatten nämlich ihre alten Steckenpferde mitgebracht) — den in den Hausfluren aufgestellten Truppen den Befehl überbringen, Ruhe zu halten, bis zum Angriffssignal.

Auf einmal, fast gleichzeitig, gaben „Feldmarschall“ und „General“ das Angriffssignal. Die Pfeifen schrillten so energisch durch die Luft, daß an der Droschenkhaltestelle Königstraße sämtliche Droschkenkutscher auf den Böcken aus dem Schlaf aufwachen, weil sie glaubten, der Portier von Nix' Hotel hätte gleich zwei Bahnhofstouren.

Im nächsten Augenblick hatte sich die Klosterstraße in ein Kampffeld verwandelt. Mit einem wüsten Indianergeheul stürzten sich beide Armeekorps unter der glorreichen Führung ihres Feldmarschalls und Generals auf den buntbemützten Feind.

Getreu den Erzählungen des Lehrers Kreidebrink mußten die glorreichen Führer „Feldmarschall“ und „General“, um ihr wertvolles Leben zu schonen und ihre Feldherrntalente dem Heere zu bewahren, hinter der Front bleiben.

Der Feind war im ersten Augenblick verduzt, konnte sich auch nicht recht wegen der unter dem Arm getragenen Lehrbücher wehren und hielt dieselben als Schutz vor Kopf und Gesicht, um dann nach der Königstraße zu auszureißen.

Aber nicht umsonst hatte unser Lehrer Kreidebrink uns am Vormittag wieder die Erstürmung von Düppel und die Schlacht bei Königgrätz geschildert und ausführlich erklärt, daß die Hauptsache aller Strategie nach gewonnener Schlacht die Verfolgung des Feindes sei, um zu verhindern, daß er sich wieder sammle und Atem schöpfe. Aber ich glaube, er hatte auch keine Neigung dazu. Er war verschwunden. Mappen, Bücher, Mützen, ja, selbst einige Brillen bedeckten des Schlachtfeld.

Die Droschkenkutscher waren, als die Schlacht sich nach der Königstraße herumzog, teilweise vom Bock gestiegen, um die Chose mit den Augen verfolgen zu können. Und da sie uns Pantingymnasiasten durch Zurufe anfeuerten, hatte ich den Mut gefaßt, mir den vordersten Droschkenbock als Feldherrnhügel auszuersehen. Es muß ein sehr imponantes Bild gewesen sein, wie ich im Russenkittel

mit einem langen Holzabschnitt in der Luft herumfuchtelte und meine Kommandos brüllte, an die sich natürlich keiner meiner Untergebenen kehrte.

Inzwischen war der letzte Rest der Grauen Klosterianer direkt vor Gumperts Konditorei von beiden Armeekorps vollständig umzingelt. Da kamen mir Lehrer Kreidebrinks schöne Schilderungen von stolzen Gefangenentransporten in den Sinn und brachten mich auf die Idee, den Sieg mit einem Umzug durch die Sieber-, Parochial- und Reetzengasse abzuschließen, bei dem wir unsere Gefangenen im Triumph mitführten.

Ich verließ mein Hauptquartier auf dem Droschkenbock, stellte mich mit meinem langen Feldherrnstab vor Gumperts Laden auf und gab meine Kommandos.

Die etwa acht bis zehn „Grauen“, darunter mit blutender Nase der Kriegsschuldige, machten einen letzten Versuch, die Umzingelung zu durchbrechen. Der Ohrfeigenheld warf die Bücher nach mir und stürzte mit einem Wutschrei auf mich zu. Ich holte mit meinem „Feldherrnstab“ kräftig aus, um den, der „mir in den Weg tritt, zu zerschmettern“, als es hinter meinem Rücken entsetzlich klirrte. Mein Heldenstab hatte vorläufig nur die Schaufensterscheibe von Gumperts Konditorei zerschmettert. Aber das genügte Freund und Feind vollständig. Im Nu war die damals noch nicht belebte Königstraße von allen Helden und Gefangenen geräumt. Aber es war auch die höchste Zeit, denn vom Rathaus her rückten die mobilgemachten „Konstabler“ heran, wie meine Pfliegeltern aus der guten alten Zeit her die Schutzleute immer noch nannten.

Ich war schlau genug, mich seitwärts in die Bischofsstraße zu schlagen und zunächst am Marienkirchhof

meine Großmutter zu besuchen, die gerade vom Fischhandel auf dem benachbarten Neuen Markt heimgekommen war. Als ich nach dem Kaffee auf Umwegen die Siebergasse und mein Haus unerwischt erobert hatte, war die Kunde von der „Schlacht am Grauen Kloster“ und den Trümmern der Gumpertschen Schaufensterscheibe schon in aller Munde.

Meine Pflegemutter empfing mich mit der drohenden Frage: „Du warst natürlich dabei und bist mit arretiert?“ (Drei Graue Klosterianer hatten die „Konstabler“ mitgenommen.) Erleichtert atmete sie auf, als ich unbefangen antwortete: „War doch bei meiner Großmutter. Soll schön grüßen, und sie schickt die beiden Plötzen mit, die sie übrigbehalten hat. Du möchtest sie noch heute kochen.“

Das war doch ein glänzendes Alibi.

Als mein Pflegevater nach Hause kam, wußte er auch schon von unseren Heldentaten und erzählte, daß Gumpert am Fenster einen Zettel angeklebt habe, auf dem er zwei Taler Belohnung verspricht, wenn man ihm den Lümmel angebe.

*

Ich hatte die Nacht wenig geschlafen und fieberte fast, als ich auf sollte, da meine Pflegemutter zu ihrer Tochter mit Bezug auf die Gumpert-Affäre geäußert hatte: „In der Schule werden sie die Bengels schon herausfinden.“

Gar zu gern wäre ich als „Kranker“ zu Hause geblieben. Aber es hieß: „Ach was, so schlimm ist es nicht. Ziehe die warme Jacke an, setze die Mütze mit den Ohrenklappen auf, und dann marsch!“

In der Schule merkte ich sehr bald, wie gut es war, daß ich den Russenkittel nicht an hatte, denn darin hätte man mich sicher wiedererkannt. Gleich nach der ersten Stunde hieß es: Mit Ueberröcken und

Kopfbedeckung auf dem Hof antreten. Erstere besaßen nur wenige. Auf dem Hofe standen die Lehrer, ein Lehrling von Gumperts und etwa ein Dutzend Buntmützen vom Grauen Kloster. Mein Herz schlug im Dreivierteltakt. Verstohlen musterte ich den Feind: Der Kriegsschuldige mit der blutigen Nase war nicht dabei. Vermutlich war er krank, und seine Eltern waren wahrscheinlich besorgter um ihn als meine. Nie habe ich inbrünstiger und aufrichtiger dem Herrgott gedankt, als für diese Krankheit! Wohl wurde ich als einer derjenigen bezeichnet, die dabei gewesen seien. Aber der Schaufenster-Attentäter wurde nicht gefunden.

Im ganzen fand man elf heraus, von denen festgestellt wurde, daß sie dabei waren. Neun davon waren in unserer Klasse. Noch heute begreife ich unseren Lehrer Kreidebrink nicht. Er schäumte geradezu vor Wut über das glänzende Resultat seiner Heldenerziehung. Vor versammelter Klasse wurden wir wie ganz richtige Kriegshelden „ausgehauen“, zwar nicht in Stein, sondern mit dem Rohrstock, den er ebenso kühn und verwegen schwang wie ich meinen Feldherrnstab vor dem Gumpertschen Schaufenster.

Leider war hinter ihm keine Scheibe, als er in seinem heiligen Eifer den so prächtig aufgegangenen Samen seiner Kriegsbegeisterung wieder ausprügelte.

*

Am nächsten Montag war meine Pflegemutter höchst erstaunt, daß ich mir den Fuß verstaucht haben wollte, als ich für'n Sechser Kuchenkrümmel, die Gumpert Montags verkaufte, holen sollte, die ich sonst nicht schnell genug ergattern konnte, denn es gab davon nicht nur eine große Tüte voll, sondern es befanden sich darin auch große Bruchstücke von

Kuchen, Torten, Marzipan usw. Die suchte Mutter heraus und gab sie nachmittags zum Kaffee. Zu Sonntagskuchen langte der Verdienst eines abgebauten Tuchmachergesellen nicht.

Da meine Pflegeschwester schon um 5 Uhr von Arbeit kam und hoffte, über den erwischten Attentäter bei Gumpert Neues zu erfahren, holte sie gern die Kuchenkrümel selbst und erzählte, daß der Vagabund noch immer nicht erwischt sei, die Belohnung aber erhöht werden solle.

Zu Ehren der vereinigten beiden Armeekorps sei es gesagt: Die Belohnung hat Gumpert für die Schlacht am Grauen Kloster nie auszuzahlen brauchen.

Oder doch? — — — — —

Ich war schon mehrere Jahre Stadtverordneter. An einem Dienstag nach der Fraktionssitzung kehrte ich mit meinen Freunden Alfred Bernstein und Artur Stadthagen bei Gumpert zu einer Tasse Kaffee ein. Das geschah häufig am Dienstag. Zu uns gesellte sich noch Emil Basner, Dr. Freudenberg und, wenn ich nicht irre, auch Robert Wengels. Als wir Platz genommen hatten, begrüßte uns der alte Gumpert aufs freundlichste, blickte mich eine Weile sinnend an und meinte: „Sie muß ich schon sehr lange kennen.“ Ich entgegnete: „Das ist wohl möglich. Denn aus alter Anhänglichkeit verkehre ich hier schon sehr lange.“

„So?“ sagte der alte Herr interessiert, „und woher stammt diese alte Anhänglichkeit und wie alt ist sie?“

„Na,“ meinte ich lächelnd, „bald fünfzig Jahre werden es sein, daß ich Ihr bester Kuchenkrümelkunde war, und — setzte ich zögernd hinzu — etwas ist auch wie Gewissensbiß dabei. Der Jurist, ich

zeigte auf Artur Stadthagen, wird Ihnen bestätigen, daß es eine alte Erfahrung ist, daß der Verbrecher immer wieder nach dem Tatort seines Verbrechens zurückkehrt.“

„Das müssen Sie erzählen,“ erklärte Gumpert, „Sie gestatten, daß ich Platz nehme.“

Nachdem ich Gumpert noch veranlaßt hatte, vor dem künftigen Notar Stadthagen die Erklärung abzugeben, daß er auf alle Regreßansprüche verzichte, erzählte ich vorstehende Geschichte.

Als ich geendet hatte, legte Gumpert die Hand auf meine Schulter und sagte triumphierend: „Also habe ich den Verbrecher doch noch erwischt?“

„Ja,“ sagte Stadthagen, „da wir aber den Verbrecher hierher und zum Geständnis brachten, haben wir Anspruch auf die Belohnung.“

„Jawohl,“ war Gumperts Antwort, „die sollt Ihr haben. Ich hole dafür das beste Pferd aus meinem Stall.“ Und er brachte ein Püllenken, das die Weinkennernase eines Falkenberg vom Ratskeller vor Neid hätte erglühn lassen.

Nach der ersten Flasche erklärte ich Gumpert, daß es eigentlich schade wäre, daß ich ihm bei der Schlacht am Grauen Kloster nicht zwei Scheiben zertrümmert hätte.

„Na,“ lachte Gumpert, „dann will ich die Zinsen für ein halbes Jahrhundert noch drauflegen,“ und holte eine neue Flasche, während Stadthagen ausrechnete, was es mit Zins und Zinseszinsen ausmache.

Ich glaube, wir haben uns an diesem Abend einen gemeinsamen Verstoß gegen das Wuchergesetz zuschulden kommen lassen, denn der alte Herr hat wirklich Wucherzinsen gezahlt.

„Ich weiß nur, daß ich am Schlusse dieser schweren „Sühneverhandlung“ Gumpert erklärte: „So viele Schaufenster hätte seine Konditorei nicht, als ich Scheiben zerschlagen müßte, um die Belohnung herauszuwirtschaften, die er heute bezahlt hat.“

Nur einen Tag möchte ich noch erleben, und zwar den, an welchem zwischen Rüdeshcim und Bordeaux alle alten Kriegssünden bei einem fröhlichen, friedlichen Weingelage für immer zum Wohle Deutschlands und Frankreichs, ja, der Menschheit, ertränkt würden, wie wir es bei Gumpert mit den Folgen der „Schlacht am Grauen Kloster“ getan haben. Und dann wünsche ich, daß bei diesem Fest alle Lehrer und Jugendbildner zugegen wären und feierlich geloben, *die Jugend der Völker nie wieder mit Kriegsfanatismus zu vergiften.*

Im gleichen Selbstverlag von Adolph Hoffmann, Berlin O 17, Koppenstraße 6 II, erschienen:

Episoden und Zwischenrufe aus der Parlaments- und Ministerzeit

(80 Seiten stark, geschmackvoll kart. 1 M., Porto 20 Pf.)

Dr. Ludwig Kantorowicz schreibt in der republikanischen Wochenschrift „Der Drache“: „In einer Philosophie der Zwischenrufe wird einst der Name Adolph Hoffmann einen breiten Raum einnehmen. Als klassischer Zwischenrufer im Streit ist er populär geworden, denn auch seine so berühmten „Zehn Gebote“ sind nichts anderes als Zwischenrufe zum biblischen Dialog.

Jetzt hat er die bemerkenswertesten Episoden und Zwischenrufe aus der Parlaments- und Ministerzeit in einem kleinen Bändchen herausgegeben und sie so dem Dunkel der amtlichen stenographischen Berichte entrissen.

Weitere Bändchen sollen folgen. Und dann wird in diesen Heftchen ein Oeuvre vorliegen, für das ich schon jetzt die ganze Memoiren-Literatur der Nachkriegszeit gebe.

In Hoffmanns Zwischenrufen steckt mehr als Witz. Da ist tiefere Bedeutung. Es sind einzeilige Epigramme, die besten Reden, die je in einem deutschen Parlament gehalten wurden. In einigen Sekunden sagt er, was andere in einigen Stunden nicht sagen. Er nimmt den Dingen die hohle Pathetik, ihre falsche Feierlichkeit. Ein Zwischenruf Hoffmanns: die Aufmerksamkeit der Hörer ist hin, Lachen die Folge. Kant: „Das Lachen ist ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts.“ Heiterkeit macht jedes Argument überflüssig.

Hoffmanns Zwischenrufe verletzen nicht, sie töten. Das sind geschliffene Dolche. Er zückt sie, und ein parlamentarischer Krotin deckt die Rednerbühne. Das Parlament wird zur lachenden Trauergemeinde. „Große Heiterkeit“ zur Todesanzelge. So hat sein Witz die Kröcher, die Stöcker und Pappenheims zur Strecke gebracht.“